

MONOLOGUE

Silvia Kind

THIS VERSION OF THE TEXT INCORPORATES ALL THE CORRECTIONS MADE BY SILVIA IN THE EARLIER DRAFTS OF EACH CHAPTER. I HOPE THE REMAINING ERRORS ARE FEW.

(Gary Lundell, 12/16/99)

Version Ueli Dubs 29. Januar 2000

Widmung

Dieses Buch widme ich meinem lieben hilfreichen Nachbarn und Freund

BOB

(Dr. Robert Hardy Marks)

Mein Leben ist eigentlich sehr glücklich!
Bis auf die Zeiten, wo es verflucht unglücklich ist.

Ludwig Wittgenstein

Dank

Meinen grossen Dank an Dr. Beat Hanselmann. Ohne seine Ermunterung wäre ich viel zu faul gewesen, diese Monologe zu sammeln. Dann meinen herzlichsten Dank an meinen Ex-Studenten und Freund Gary Lundell für seine grosse und aufopfernde Arbeit des Reinschreibens. Und noch vielen Dank an meinen lieben und so gescheiten Grossneffen Ueli Dubs für Adressenfinden, Korrigierenhelfen und praktische Ratschläge. Und einen ganz heissen Dank für meine gute Freundin Beatrix Dobyns für die nerventötende und zeitraubende Arbeit des Ordnen der plötzlich verlorenen Reihenfolge der Seiten!

Vorwort

Meine Freunde bestürmen mich, meine Memoiren zu schreiben; das tue ich auf gar keinen Fall, aber Erinnerungen an höchst merkwürdige Ereignisse reizen mich nun doch zum Notieren.

Ich brauchte immer viel Einsamkeit und hatte dann Tagträume und Selbstgespräche. Unter dem Titel *Monologe* kann ich alles unterbringen: Ereignisse, Reflexionen, Artikel, ja sogar Gedichte, über die die Leser schockiert sein werden. Nun, es soll mich nicht mehr kümmern; ich stehe in meinem 92. Altersjahr, aber meine Reaktionen sind gleich schnell und heftig wie früher: ich spiele besser und gebe noch Recitals in meinem reizenden amerikanischen Häuschen, in dem fast gleichviel Raritäten Platz haben wie in der inzwischen fast berühmt gewordenen "Casa Misi," meinem achteckigen selbst entworfenen, und dem Andenken Michael ("Misi") Polanyis gewidmeten Haus in Tovo, Ligurien, wo man mich komischerweise zum Ehrenbürger gemacht hat!

Ich bin geliebt und gehasst worden, habe unerhörtes Glück und gewaltiges Pech gehabt; mein Hirn funktioniert noch, meine Altersbeschwerden sind mehr lächerlich als tragisch, ich kann mich also nicht beklagen!

Und somit: S a l v e, lieber eventueller Leser!

Silvia Kind

Vorwort des Herausgebers zur zweiten Auflage auf CD und Homepage

Silvia Kind hat ihre „Monologe“ im September 1999 unter dem Einfluss des Todes ihres guten Freundes Bob mit den trostlosen Worten abgeschlossen: „... mein Leben ist dunkel und schwierig geworden. Ich glaube nicht, dass ich noch einmal lachen werde.“ Einerseits schilderte sie ihre seelische Leere nach dem Verlust ihres letzten Wegbegleiters, widerspiegelte auch ihre abnehmende Sehschärfe, andererseits entsprach die euphorische Überschwänglichkeit und Übertreibung ihrem Wesen ebenso wie die Niedergeschlagenheit, die heilige Wut, die Abscheu gegenüber Grobschlächtigem und der Kulturlosigkeit.

Nun - Silvia Kind hat wieder gelacht ... und wie! Zwar ist sie in ihren alten Lebensrhythmus zurückgefallen und hat in der Nacht bis tief in die Morgenstunden hinein geübt, rezitiert, Musik gehört, herumgestöbert, telefoniert und Briefe getippt. Die Morgenspaziergänge fielen weg, die Konzerte für Bob in den frühen Abendstunden fehlten ... aber sie spielte oft und gerne am Klavier, am Cembalo, von Bach bis in die Neuzeit.

So hat sie neue Inhalte gefunden, gelebt, in der Park View Villa Konzerte gegeben für die Mitbewohner der Alterssiedlung und hat ihre ganze Umgebung nah und fern mit ihrem wachen Geist verblüfft.

Am 30. Mai 2001 ist Silvia gestorben – so, wie sie gelebt hat. Offenbar hatte ein leichter Schlaganfall ihr Gleichgewicht und ihre Muskelkraft stark geschwächt. Was sonst kaum jemand erreicht in den Vereinigten Staaten, schaffte sie mit Leichtigkeit: Hausbesuche des Arztes. Ihr „Döggterli“ Larry Gordon umsorgte sie rührend, auch an jenem Tage. Zudem war die aufopfernd pflegende Beatrix Dobyns zugegen. Vereint unternahmen sie den Versuch, um ihr Haus herumzuspazieren. Allein, die Kraft war weg. So befahl Silvia, sie wieder in ihr Bett zu begleiten. Dort rezitierte sie auswendig die

sechs Strophen von Heinrich Heines „Loreley“, übersetzte sie ihrem Hausarzt auf englisch ... ermunterte ihn, das in Deutsch zu lesen ... und starb kurz darauf. Ihre Asche wurde ihrem Wunsche gemäß am Whisky Creek, in Joyce und in Tamins beigesetzt. Dort schwebt „drift wood“ an eleganter Stahlstange über ihrem Grabe.

Die Park View Villa 1408 A in einem einzigen Kraftakt zu räumen, fiel mir schwer. Zu viele Erinnerungen tauchten auf und übertürmten mich. Trotzdem musste die knapp bemessene Zeit genutzt sein und alles wäre wie am Schnürchen abgelaufen, hätte nicht der Geist Silvias „mitgewirkt“! Auf magische Weise hat er sich bemerkbar gemacht, noch einmal Akzente gesetzt, Akkorde gegriffen ... Jetzt steht ihr Cembalo nach ihrem Wunsche wieder in Ligurien, sind ihre Akten aufgehoben für künftige Übersetzer und Musikforscher, baumeln ihre Schwemmhölzer in meinem Garten.

Am 4. Juni 2003 fand in der Tonhalle Zürich ein Erinnerungskonzert statt, das ihre frühere Weggefährtin Maria Becker mit der ihr eigenen Ausstrahlung meisterhaft gestaltete. Maggie Cole aus London intonierte auf dem Cembalo Stücke von Byrd, Bach, Mieg, Purcell, Rameau und Daquin. So hat eine zahlreiche Gefolgschaft von Silvia Kind Abschied nehmen können.

Den Freunden und Verwandten bleibt sie in lebhaftester Erinnerung durch ihre ausgefallene, pointierte und engagierte Art. Ihren Studenten hat sie mit eindrucklichem Engagement die Cembalomusik auf den Lebensweg gegeben, den Musikliebhabern viele Interpretationen geschenkt und mit ihren umfassenden Kenntnissen der barocken Ornamentik ein starkes Zeichen in die Musikgeschichte gesetzt. Ihre Wildheit wich der wohlwollenden Kultiviertheit. Eine bedeutende Künstlerin, eine markante Schweizerin hat ihren Kreis weit gezogen und erfüllend geschlossen.

Ueli Dubs

Dreimal Angst

Prad-Mal

Jeden Sommer verbrachte ich in Tamins bei meiner geliebten Patin, Tante Adelheid Bass-von Albertini. Sie war eine Cousine meines Vaters und sie glichen sich.

Eines Tages geriet ich - während meines täglichen Spaziergangs - in ein idyllisches Tal. Ein sanftes Bächlein schlängelte sich durch üppige Wiesen, aber es war plötzlich merkwürdig still, kein Vogel sang. Ich liess mich ins Gras fallen um auszuruhen, aber im gleichen Moment schnellte ich wieder in die Höhe, geschüttelt von einer wahnsinnigen Angst. Die Angst verflog, sobald ich stand. "Verrückt", dachte ich und legte mich von neuem ins Gras. Gleiche Reaktion. Ich stand auf und rannte nach Hause. Am nächsten Tag fand ich den Ort wieder, und die gleiche Todesangst schüttelte mich wieder, sobald ich im Gras lag. Ich hatte genug und erzählte meiner Patin die unheimliche Sache. Sie sah mich merkwürdig an und fragte: "Weisst Du, wie der Ort heisst?" Ich verneinte. "Prad-mal" (böse Wiese), sagte sie. "Warum, kann ich Dir nicht sagen; es muss seinen Grund haben." Jahre später fand ich in einer Sammlung von Bündnersagen die Beschreibung des Ortes mit dem Hinweis, dass es ein Hexen-Tanzplatz gewesen sei!

Das böse Sofa

In unserem Wohnzimmer in Chur stand zwischen zwei Fenstern ein grosses, hohes Sofa. Es erschien mir hoch, denn es war um die Zeit zwischen meinem dritten und fünften Lebensjahr. Das Möbel zog mich magisch an; immer, wenn ich allein im Zimmer war, kletterte ich hinauf und jedes Mal, wenn ich oben ankam, ward ich von einer panischen Angst geschüttelt und liess mich schleunigst wieder hinuntergleiten. Ich erinnere mich, dass es das gleiche Entsetzen war, das mich später in Tamins überfallen hat. Das Unheimliche lag nicht am Sofa; denn als wir in meinem fünften Altersjahr nach Zürich zogen - mit dem Sofa - konnte ich vergnügt und ungestört darauf sitzen. Etwas Schreckliches muss sich einmal dort zwischen den zwei Fenstern abgespielt haben - ich habe es nie erfahren.

Bevor ich zur *dritten Angst* komme, möchte ich doch noch zwei Ereignisse - auch in Chur - erwähnen, die nichts mit Angst zu tun haben.

Zwischen der hinteren Hauswand und gegenüberliegenden Gärten verlief das Schlangengässchen; weiss der Himmel, wie es zu diesem Namen kam, denn es verlief schnurgerade und es gab keine Schlangen dort. Es war sehr eng und ohne Verkehr, und so durfte ich manchmal dort spielen. Harmlos war das Schlangengässchen trotzdem nicht. Einmal fuhr auf der senkrecht zum Schlangengässchen laufenden Strasse eine Dampfwalze hin und her und ich wurde die Zwangsvorstellung nicht los, dass das Ungetüm einbiegen, das Schlangengässchen völlig ausfüllen und mich zerquetschen würde. Aber einmal bog doch ein Fuhrwerk ein, mit einem Pferd davor, und auf dem Bock sass ein Mann, der das Pferd schlug. Ich kann höchstens vier Jahre alt gewesen sein; aber ich lief dem Vehikel entgegen und schrie: "Du böser Mann, hör auf zu schlagen." Er lachte und schlug weiter. Da warf ich

mich vor das Pferd auf den Boden. Mit einem Fluch hielt er an; ich kletterte wie ein kleiner Affe auf den Bock und versuchte, ihm die Peitsche wegzureissen. Es war ein roher Kerl, brüllte etwas, warf mich hinunter und fuhr weiter. Ich blieb sitzen und weinte verzweifelt. Das war der erste grosse Schmerz in meinem Leben. Niemand hat ihn je erfahren, ich behielt meine Erlebnisse für mich.

Als ich zweieinhalb war, hat es in Chur ein furchtbares Unwetter gegeben, das vielen Schaden angerichtet hat und von dem man noch lange sprach. Also an jenem Abend, als ich im Bett lag, war es einmal ganz hell und dann wieder dunkel im Zimmer und dazwischen krachte es. Als es anfang, ungemütlich zu werden, ging die Tür auf, mein schöner grosser Vater erschien, setzte mich auf seine Schulter, trat ans offene Fenster und sagte: "Schau die schönen Blitze und der lustige Donner." Und von meiner hohen Warte aus genoss ich Beides und habe nie Angst vor Gewittern gehabt. Aber nun komme ich zur *dritten Angst*:

Der Stechlin

Viele Jahre später hatten mir Freunde in Berlin die Adresse einer Försterei in Pommern gegeben, damit ich in Pommerns gesunder Waldluft wieder zu einem gesunden Nachtschlaf finden könne. Ich packte meinen Rucksack, stieg vergnügt in die Eisenbahn, verliess den Zug an der falschen Station und befand mich bald im dunkeln Wald; denn es war Februar und Pommern liegt doch sehr weit nördlich. Aber ich marschierte fröhlich drauf los, bis es etwas heller wurde und ich ans Ufer eines Sees kam. Da - wahrhaftig - überfiel mich die gleiche fürchterliche Angst, die ich von Chur und Tamins her kannte und nie vergessen habe. Ich begann zu rennen, stolperte, fiel hin, rannte weiter, vielleicht eine Stunde lang, bis der See zu Ende war. Da war ich erlöst und ruhig. Und bald kamen zwei Holzfäller, die mich zur nächsten Försterei führten, wo ich freundlich aufgenommen wurde und eine Woche bleiben konnte. Was war mit dem See los? Ich erfuhr, dass es der Stechlin gewesen war. Leute, die Fontane lesen, wissen, dass der Stechlin ein verwunschener See ist! Also zwei der Ängste haben ihre Erklärung gefunden - Lache, wer will!!!

Der unheimliche sechste Sinn

Wildschwein-Abenteuer

Ich gehe zur Försterei zurück. Wer glaubt, dass dort nichts mehr passiert ist, täuscht sich! Dort waren zwei Hunde, ein Rauhaardackel und ein Griffon. Beide begleiteten mich auf weiten Spaziergängen. Eines Tages zogen wir wieder los; aber nach einigen Minuten kehrte ich plötzlich um und holte die Hundeleine, was ich nie zuvor getan hatte. Wir gingen auf einer breiten Waldschneise. Plötzlich spürte ich, wie der Boden vibrierte unter meinen Füßen und hörte ein Geräusch, als ob weit weg eine Eisenbahn führe. Das war aber unmöglich, die Bahnlinie war zu weit weg. Ich nahm die Hunde an die Leine und ging von der Schneise weg in den Wald hinein. Die Hunde wurden unruhig; ich musste die Leine so fest halten, dass meine Hand blutete. Auf einmal erhob sich ein donnerndes Getöse: eine Wildschweinherde - etwa dreissig Stück - brach durch die Schneise in wildem Galopp an uns vorbei. Die Hunde tobten, aber ich konnte sie mit letzter Kraft festhalten. Als wir zu Hause ankamen, erzählte ich dem Förster das Erlebnis. Er wurde bleich und sagte: "Hätten Sie die Hunde losgelassen, wären Sie alle verloren gewesen."

Warum habe ich die Leine geholt? Warum verliess ich rechtzeitig die Schneise? Das sind Dinge, die nur durch den sechsten Sinn erklärbar sind.

Dorothea von Sprechers jammervoller Tod

Kein Mensch steigt im Winter auf den Falknis oder einen andern Berg, aber Dorothea, Graubündens beste Bergsteigerin, tat es. Sie sollte ihr Geheimnis mit ins Grab nehmen.

Bald, nachdem sie vermisst war, erhielt ich die erste Nachricht in Form eines Traumes: Ich sah eine Art Terrasse, leicht abschüssig. Dorothea lag dort im Schnee. Sie war tot und rutschte ganz langsam abwärts, fiel über den Rand der Terrasse auf eine zweite etwa zehn Meter tiefer liegende und blieb dort liegen.

Die zweite Nachricht kam ziemlich bald danach: es war sehr dunkel; wir standen oder saßen einander gegenüber; ihre wundervollen Augen blickten mich traurig an. "Dorothea", fragte ich, "wo bist du?" Und wieder und wieder: "bitte, sag mir, wo Du bist." Aber es kam keine Antwort. Es wurde immer dunkler; ich wachte auf - neben meinem Bett stehend und verzweifelt weinend.

Einige Wochen später, nachdem ich eingeschlafen war, wurde es plötzlich unerträglich hell. Ich befand mich auf einer riesigen, dreieckigen ebenen Felsplatte, auf der - wie in einer Konditorei - lauter kleine runde Tischchen mit je zwei Stühlen davor, standen. Dorothea und ich saßen an einem dieser Tischchen einander gegenüber; diesmal war sie es, die unaufhörlich sprach: "erinnerst Du Dich, als wir Georgs Witwe in Chur besuchten? Weisst Du noch, wie wir diese Ausstellung in Berlin genossen? Erinnerst Du Dich, Erinnerst Du Dich?" Ich war wie gelähmt und brachte kein Wort heraus. Es wurde immer heller und heller und alles verschwand im Licht.

Im März fand man sie, genau wie ich es gesehen hatte. Auf der oberen Terrasse lag noch ihr Rucksack, sie selbst auf der unteren liegend. Zu der Zeit, als sie vermisst wurde, hatte ein fürchterlicher Föhnsturm in den Bergen getobt.

Der dritte Mondflug

Einige Tage vor dem Start hatte ich wieder einen jener Träume, die keine Träume sind, sondern Nachrichten von etwas Kommendem. Ich befand mich irgendwo in All und schaute auf die Mondoberfläche hinab. Ich sah die Kapsel ankommen und absetzen und die Astronauten aussteigen. Plötzlich überzog ein riesiger Schatten die ganze Oberfläche und die Astronauten stapften zurück zur Kapsel. Ob sie abheben konnten, wusste ich nicht, denn ich bin schweissgebadet und entsetzt aufgewacht. Am Morgen rief ich den Vizedirektor der NASA, mit dessen Familie mich eine herzliche Freundschaft verband, an und fragte: "Wäre es möglich das Datum des Fluges zu ändern? Ich kann nicht sagen, ob die Astronauten zurückkommen oder nicht, aber auf alle Fälle geraten sie in grosse Gefahr." "Ich kenne Dich," sagte er, "und würde es tun, aber es ist unmöglich nach all den Vorbereitungen."

Am Tag des Startes hatte ich ein Konzert in Texas. Er rief mich in meinem Hotel an und sagte: "Diesmal hast Du zum Glück nicht recht gehabt, der Start war grossartig." "Ich habe doch nie vom Start gesprochen," rief ich, und kurze Zeit darauf begann die Kapsel zu schaukeln und sich zu drehen und ganz America zitterte um das Leben der Astronauten. Zum Glück konnte der Schaden von den Ingenieuren der NASA behoben werden!

Schreckliches Vorherwissen

Kurze Zeit danach sah ich diesen netten Vizedirektor vor seinem Sommerhaus auf der Insel Sinclair neben seinem Hund sitzen und plötzlich durchfuhr mich die Gewissheit: "Armer George, du hast nicht mehr lange zu leben." Und ein knappes Jahr später starb er an Lungenkrebs, mit fünfzig Jahren.

Ich war zum Essen eingeladen bei meinem Universitätskollegen Reini Stettler. Seine bildschöne junge Frau sprach - etwas hektisch - von ihren vielen Plänen, und plötzlich durchzuckte mich wie ein Blitz das Wissen: "Wie grauenhaft, diese schöne junge Frau stirbt bald." In weniger als einem Jahr geschah es und wieder an Krebs. Mit zunehmendem Alter verliert sich dieses entsetzliche Wissen. Die letzten Fälle waren die Tochter meiner Patin und die Sekretärin von Boris Blacher. Hat man nun das Recht oder die Pflicht, die Leute zu warnen und aus ihrer Ahnungslosigkeit aufzustören? Vielleicht hätten sie durch frühzeitige Behandlung gerettet werden können. Das sind schwere Entschlüsse.

Wie ich Schinkels Bauakademie rettete

Nur *einmal* reagierte ich sofort und rechtzeitig und rettete keinen Menschen, sondern ein Bauwerk, nämlich Schinkels geniale Bauakademie. Hier ist mein Bericht an Peter Mieg, den das *Badener Tagblatt* vom 11. 7. 1981 abgedruckt hat:

Die 'Mauer' stand noch nicht - da bekam ich einen Anruf von Dr. Margarete Kühn, der hervorragenden Kunsthistorikerin und damaligen 'Herrin' der staatlichen Schlösser und Gärten in Berlin. Sie bat mich, sie schnell zur Bauakademie in Ostberlin zu fahren; das Gerücht gehe um, sie werde in die Luft gesprengt. Wir rasten sofort los; aber da war nichts zu sehen, keine Absperrung, keine Leute, nichts Verdächtiges. Erleichtert fuhren wir zurück in den Westen. Einige Tage später musste ich wieder in den Osten, um meine Karten für Felsensteins Komische Oper abzuholen. Aber bevor ich dahin ging, überfiel mich plötzlich mein sechster Sinn und ich 'wusste' plötzlich, dass mit der Bauakademie etwas nicht stimme. Und richtig, als ich dort ankam, war das ganze Gelände abgesperrt, und es wimmelte von eifrig hantierenden Arbeitern hinter einem grossen Schild: Eintritt verboten. Ich drang natürlich sofort ein, griff mir einen, der offensichtlich Befehle erteilte und fragte: "Was geschieht hier?" "Die Bauakademie wird gesprengt", war die Antwort. "Nur über meine Leiche!" rief ich. "Ja, sehen Sie," sagte der Mann, "ich bin ein oller Berliner und mir tut das Herz weh; aber was sollen wir machen?" "Vorderhand steht sie noch", sagte ich, "so schnell geht das nicht, Sie werden von mir hören." Ich stürzte zu Dr.

Kühn; vom Schloss Charlottenburg aus trommelten wir erst alle in Berlin ansässigen Kunsthistoriker und Architekten zusammen, dann benachrichtigten wir telefonisch und telegrafisch alle im weiteren Deutschland Lebenden. Die Folge war, dass eine wahre Lawine von Protestbriefen und Telegrammen über Ulbricht hereinbrach. Der hatte natürlich keine Ahnung von der Bedeutung der Bauakademie gehabt. Offenbar befürchtete er eine Blamage und änderte seine Meinung; denn als ich nach drei Tagen bei der Bauakademie nachsah, war der ganze Spuk verschwunden. Später, nachdem alle Einzelstücke fotografiert und nummeriert worden waren, ist die ganze Bauakademie sorgfältigst abgetragen und das Material in Ostberlin gelagert worden, so dass die Bauakademie jederzeit wieder aufgebaut werden könnte. Ich wurde gefeiert und bilde mir mit einigem Recht ein, das geniale Bauwerk gerettet zu haben. Das Gebäude ist bis heute nicht wieder aufgebaut worden. Es bestehen aber konkrete Pläne dazu, die wegen der angespannten finanziellen Lage Berlins vorläufig noch etwas auf ihre Realisierung warten müssen.

Tierärztin

Als sich in Berlin studierte, erlebte ich einen guten Fall von sechstem Sinn: wir hatten eine neue Tierärztin am Zoo, eine charmante junge Baronin. Für sie gab es keine "wilden" Tiere; sie ging in jeden Käfig hinein und sie kannte die Liebhaberei jedes Tieres. Wieso? Eben weil sie den sechsten Sinn hatte. Ich erinnere mich aber nur noch, dass das Stachelschwein für Pfefferminz schwärmte. Sie nahm mich manchmal mit zur "Morgenvisite". Ich durfte mit in den Käfig und dem Stachelschwein Pfefferminz geben. Noch lange habe ich einen Stachel aufbewahrt. (Von Zeit zu Zeit fielen Stacheln ab, die auf dem Boden herumlagen).

Leider starb sie jung und die gute Zeit für die Tiere hatte ein Ende.

Geister

Natürlich gibt es sie; aber zum Glück sehe ich sie nicht! Es kann vorkommen, dass ich ruhig und friedlich in einem behaglich warmen Raum sitze und plötzlich fährt ein eiskalter Windstoss aus unbekannter Quelle durch das Zimmer; ich stürze hinaus, so weit weg wie möglich, voll Entsetzen. Aber ebenso möglich ist es, dass ich vielleicht im gleichen Raum sitze und plötzlich füllt sich das Zimmer mit einer warmen wundervollen Wolke, die mich liebevoll umgibt und in einen vollkommenen Glückszustand versetzt. Nach einer Weile löst sich das unsichtbare freundliche Gebilde ganz allmählich auf und ich bin wieder allein, und meistens hält das Glücksgefühl noch eine Zeitlang an. Was sind sie und woher kommen sie, die beiden gegensätzlichen Mächte?

Yoga

Als meine Schlaflosigkeit ganz schlimm war, brachte mir Cornelia - mein lebender Schutzengel - das Yogabuch von Yesudian und ging später mit mir zu einer Unterrichtsstunde. Wir betraten einen grossen Saal, in dem etwa dreissig Leute auf Yesudian warteten. Als er kam, wurde man nicht vorgestellt. Er begann sogleich mit den Übungen. Während einer Konzentrationsübung ergriff mich plötzlich ein Gefühl des Fallens. Er stand weit weg an einem Fenster, mit dem Rücken zu mir gekehrt, ich konnte ihn nicht um Hilfe rufen. Ich "fiel" tiefer und tiefer; aber plötzlich stand er neben mir; der Schwindel oder was es war, verschwand augenblicklich, und er sagte: "Diese Übung dürfen Sie nie allein machen; das kann Kurzschluss geben."

Ich übte fleissig, ging nicht mehr zum Unterricht, war neugierig und "erfand" einige Übungen, nach denen jedesmal ein merkwürdiges Angstgefühl auftrat. Ich beschrieb es in einem Brief an Cornelia und bat sie, den Brief an Yesudian weiterzuleiten, stoppte die Übungen und wartete. Nach zwei Monaten fuhr ich von Zürich nach Winterthur; mir gegenüber war ein Platz frei. Im letzten Moment vor der Abfahrt stieg Yesudian ein, setzte sich mir gegenüber, begrüsst mich mit meinem Namen (!!!), zog aus seiner Tasche meinen zwei Monate alten Brief (!!!), und begann ihn Punkt für Punkt durchzugehen und bis Winterthur waren wir fertig. So unerklärbar wie seine erste Hilfe. Und bevor ich zum dritten kleinen Wunder komme, muss ich die schlimme Geschichte meiner Schlaflosigkeit wieder heraufholen:

Ich war elf Jahre alt und mit meiner Mutter in Chur in den Ferien. Wir besuchten eine alte Cousine meines Vaters. Die Damen unterhielten sich über Familiengeschichten, die mich nicht interessierten. Aber plötzlich hörte

ich den Namen meines Vaters und spitzte die Ohren. Es handelte sich um einen Dienstkameraden von ihm, der sich sehr schlecht gegen ihn benommen hatte. Ich war ein gutes Kind und tat nichts Böses; aber in diesem Moment schien eine teuflische Macht von mir Besitz zu ergreifen. Plötzlich war mein ganzes Wesen erfüllt von einer unbeschreiblichen Wut und ich beschloss, meinen geliebten Vater zu rächen! Ich fragte meine Schwester; "Hat dieser Mann jemanden, den er sehr liebt?" "Ja", sagte sie. "Er hat einen Sohn." Von diesem Moment an gab es nur noch *einen* Gedanken in mir, eine wahre Besessenheit; Tag und Nacht dachte und sprach ich laut: "dieser Sohn muss sterben." Tag und Nacht. Und nach drei Wochen fiel der Sohn vom Pferd und war tot. Das fremde Böse in mir verliess mich augenblicklich und ich fiel in die tiefste Verzweiflung und wusste: Ich bin ein Mörder, ein Mörder. Und da war niemand, mit dem ich reden konnte; diese fürchterliche Pein musste ich in mich hineinwürgen. Und das war der Beginn der Schlaflosigkeit. Ich nahm die Strafe an, ich hasste und verachtete mich. Ich wusste, ich wäre von Natur ein fröhlicher Mensch; aber der Humor war versiegelt, etwas Witz blieb übrig. Dreissig Jahre lang schleppte ich die Last mit mir herum, bis der Yogi in mein Leben trat. Die Übungen lösten den Krampf und ich war fähig, Yesudian die ganze Misere zu schreiben. Die Antwort kam bald: "Sie haben erfahren, was Karma ist; dieser Mann wäre auch ohne Ihren bösen Wunsch gestorben. Sie haben gebüsst und der Schlaf wird wieder kommen." Und so war es. Und nur zwei Tage vor jedem Föhnereinbruch und Wetterwechsel habe ich schlaflose Nächte und fühle mich schlecht wie die Tiere auch. Wahrscheinlich lieben sie mich deshalb.

Unfälle und liebe Polizisten

Ich wäre noch ein Athlet, hätte ich nicht dieses fatale Unfalltalent, Fälle von Treppen, Bäumen, Mauern herunter und mit Autos. Ich erinnere mich an den ersten, wirklich grossen Unfall in Berlin mit meinem Dreirad! Die Strasse von rechts schien frei, so fuhr ich also weiter über die Kreuzung; plötzlich brach die bisher hinter Wolken versteckte Sonne hervor, ich war geblendet. Rechts von mir erhob sich etwas Riesenhaftes wie ein Eisberg; ich dachte: "fertig" und war weg. Als ich wieder bei Bewusstsein war, stand mein Wagen weit weg von der Kreuzung an der gegenüberliegenden Strasse, und das ganze Vorderteil war einfach weg! Nach einer Weile kamen zwei Polizisten. Ich fragte: "wieso stehe ich hier?" "Nach dem Zusammenstoss mit dem Lastzug sind Sie sechs Meter durch die Luft geflogen", sagten sie. Ich hatte eine grosse Beule auf der Stirn und Blut lief über meine Backen. Der Motor befand sich hinten und so sagte ich zu den Polizisten: "Wollen wir wetten, dass der Motor ankommt?" Die Beiden sahen sich an und ich konnte ihre Gedanken lesen: Jetzt ist sie total übergeschnappt! Aber der Motor kam an, sie waren fassungslos. Dann brachten sie mich zum nächsten Spital, wo man mich gründlich untersuchte. Aber ausser der Stirnwunde fand man keinen Schaden an mir und sie wollten es nicht glauben. Alle paar Wochen wurde ich erneut nach inneren Verletzungen untersucht, aber ich war unbeschädigt.

Die Geschichte ist nicht fertig; jetzt fange ich an, das Lob der Polizisten zu singen! Zwei Jahre später musste ich auf dem Polizeibüro den Hergang eines winzigen Kratzunfalls berichten. Ein junger Polizist schrieb den Rapport nieder. Da ging die Tür auf; ein älterer Polizist kam herein, liess sich das Geschriebene zeigen, sah mich scharf an und fragte: "Sind Sie zufrieden

mit dem Rapport?“ „Nicht unbedingt.“ Da liess er sich die Sache nochmals erzählen und schrieb einen neuen Rapport, in dem ich völlig unschuldig erschien. Dann sagte er: „vor zwei Jahren haben Sie einen andern Wagen gehabt.“ „Wieso wissen Sie das?“ fragte ich. Er lachte: „Ich habe Sie mit einem Kollegen aufgelesen, nachdem Sie mit Ihrem Dreirad durch die Luft geflogen sind. An sich waren Sie schuldig, weil der Lastzug von rechts kam; aber die plötzliche Sonne blendete Sie, das hätte uns auch passieren können; so gingen wir zum Verkehrsrichter und entlasteten Sie.“ Ich war gerührt. In Berlin gibt es eine Tradition: an Weihnachten werden auf die Verkehrsinsel rund um den Polizistenturm kleine Weihnachts-Päckchen gelegt. Als meine Schwester zu Besuch war und wir unsere Päckchen hinlegten, sagte der Polizist zu ihr; „na, wissense, wenn die Frau Professor kommt, denn drücken wir beede Oochen zu!“ Nun, das waren westliche Polizisten, aber jetzt erinnere ich mich an das Wunder der freundlichen *Volkspolizisten*: Ich hatte mich in der russischen Zone verirrt und war in die militärische Zone geraten; das bedeutete Zuchthaus- bis Todesstrafe! Nach kurzer Zeit erschien auf der andern Strassenseite ein westlicher(!) Volkswagen mit vier grimmig dreinschauenden Volkspolizisten, die mir ein Zeichen machten zum Halten. Ich rannte über die Strasse, setzte mein bestes Lächeln auf und rief: „Wie gut, dass Sie gekommen sind! Ich habe mich verirrt! Nicht wahr, Sie helfen mir?“ Nie vergesse ich die dummen Gesichter der Vier. So freundlich begrüsst zu werden, war ihnen nie passiert, denn alle Leute haben furchtbar Angst vor ihnen. Innert zwei Minuten verwandelten sich die vier grimmigen Männer in vier Kavalieri, die mir den richtigen Weg beschrieben und sich freundlich winkend verabschiedeten. Von Busse keine Rede!

Bei den andern Unfällen waren keine Polizisten zugegen.

Ich halte einen eisernen Schlüssel in der Hand, der in der Mitte senkrecht abgebogen ist. Wie war das möglich? Mein Rückgrat hat das getan und das Rückgrat funktioniert noch! Glaubt oder glaubt es nicht: ich stand auf einem Stuhl, vor dem Möbel, in dem der Schlüssel steckte. Da kippte der Stuhl um, mein Rückgrat bog den Schlüssel, ein Blitz fuhr durch mein Gebein. Halb betäubt hinkte ich zum Badezimmer und blieb eine Stunde im heissen Wasser liegen. Sehr oft hat sich das wiederholt und bewährt!

Ein Jahr später wollte ich eine sehr steile Halde als Rutschbahn benützen, liess mich ins Gras fallen, klatschte auf eine verborgene Felsplatte und blieb kurze Zeit bewusstlos liegen. Zwei Begleiter führten mich nach Hause, adagissimo. Wieder heisses Bad.

Mit Johan am Mittelmeerstrand. "Komm, wir gehen über diese Mauer zum Abkürzen," sagte Johan. Ich hatte kein gutes Gefühl und richtig, sobald ich oben war, ergriff mich ein Schwindel - Sturz nach rückwärts, blieb liegen, bis Johan den Wagen in die Nähe brachte.

Die gleiche Art Fall vor einem Monat. Ich bin jetzt 91, aber ich kletterte über ein recht hohes Gitter, um in ein privates Land zu gelangen und statt wieder herunter zu klettern, zog ich es vor einen Sprung zu wagen, muss mich in der Luft gedreht haben und - päng! - wieder landete ich auf dem Rücken! Diesmal brach ich zwei Wirbel, musste mit fürchterlichen Schmerzen und Schwindel eine halbe Stunde laufen bis zu Beatrix' Haus, wo ich ein langes heisses Bad bekam. Ein Therapeut knetete meinen Körper ein bisschen zurecht. Mit diesen Schmerzen habe ich nicht nur alle vergangenen, sondern auch alle zukünftigen Sünden bezahlt!

Aber jetzt kommt mir noch ein wahrhaft unheimlicher Unfall in den Sinn: meine Schwester, die mein Gast in Casa Misi war, wollte, dass ich sie

hinunter zur Bank fahre. Ich zögerte, wusste aber noch nicht, warum. Schliesslich fuhren wir los. Auf dem engen Strässchen zwischen Villa Faraldi und Tovo kam uns vor der Kurve ein Wagen entgegen. Wir kamen grade noch aneinander vorbei; aber mich ergriff plötzlich eine unerklärliche Wut: statt in die Kurve einzubiegen, schoss ich geradeaus. Der Wagen fand keinen Halt mehr und wäre den steilen Abhang hinuntergestürzt, wenn ihn nicht ein starker Olivenbaum aufgehalten hätte. Erstes Glück in Unglück! Das zweite erschien in der Gestalt des andern Fahrers, der ausgerechnet ein Arzt war! Er rief eine Ambulanz, reinigte inzwischen eine Schramme im Gesicht meiner Schwester und bugsierte uns in die herbeigeeilte Ambulanz. Erklärung: Es war Föhn *und* Vollmond, meine beiden Todfeinde!

Und noch ein Beweis, dass schlimme Ereignisse am Ort ihre böse Spur hinterlassen: Als ich mich auf einer Reise einem Ort näherte, überfiel mich eine plötzliche Übelkeit; gleich darauf schoss ein entgegenkommender Wagen hinter einem Lastwagen hervor und stiess mich heftig an; mein Wagen musste abgeschleppt werden und ich musste an diesem Ort übernachten. Am andern Morgen erfuhr ich seinen Namen: D A C H A U !, also der Ort in dem Tausende von Juden einen grauenhaften Tod gefunden haben, und wo Hitler ein ganzes Altersheim "ausräumte." Verbrechen haften am Ort.

Fast-Unfälle

Die Fast-Unfälle waren eigentlich noch aufregender als die realen. Kaum konnte man wieder zu Fuss oder zu Wagen über Berlins Grenze gelangen, passierte es. Ich hatte Autofahren gelernt, als es praktisch keinen Verkehr in Berlin gab, war also ahmungslos. Da fragte mich Günter Grass eines Tages, ob ich ihn und einen Freund nach Hannover fahren würde, wo sie eine Ausstellung sehen wollten. Also fuhren wir los. In Hannover gähnte uns ein schwarzer Tunnel entgegen. Ich fuhr hinein. In der Mitte kam mir ein Heer von Lichtern entgegen: ich war in die falsche Richtung geraten! Aber meine Reaktion war blitzschnell: Rasend schnell drehte ich und fuhr stolz an der Spitze der ganzen Meute wieder aus dem Tunnel heraus. "Silvia, ich habe Weib und Kind", rief Günter voll Entsetzen, aber gleichzeitig voller Bewunderung.

Die nächsten Fast-Unfälle passierten fast immer auf dem Velo. Ich fuhr vergnügt und singend durch ein weites Feld und hörte plötzlich eine Eisenbahn. Da kam sie schon ganz nah von rechts. Zum Bremsen war keine Zeit, ich strampelte wie rasend und spürte, dass mein Hinterrad berührt wurde und wie verrückt zu drehen begann; ich sass noch auf dem wackelnden Velo, die Leute schrieen aus den Fenstern, ich winkte lachend und fuhr davon, Das Hinterrad hatte sich bald beruhigt. Ich bin überzeugt, die Passagiere hatten viel mehr Angst als ich.

Ich hatte eine Rolle Draht gekauft und sie vorne an der Lenkstange befestigt. Bei rotem Licht hielt ich hinter einem Auto. Ein herabhängendes Stück Draht musste sich irgendwie mit dem Nummernschild des Autos verhaspelt haben, was ich nicht sehen konnte. Aber als das grüne Licht kam, wurde ich vom fortsausenden Auto mitgerissen, die Beine in der Luft,

krampfhaft versuchend, mich festzuhalten. Fussgänger auf dem Trottoir riefen und gestikulierten, aber das Auto sauste weiter bis zum nächsten roten Licht. Ich sprang herunter, klopfte an die Hinterscheibe des Autos, der Mann stieg schnell aus und machte den Draht los und rechtzeitig vor dem Lichtwechsel konnte ich mich auf das Trottoir retten!

Ein Ranger hatte bis mich an den Fuss von Mr. Rainier gebracht, weil er im Hotel Paradise etwas zu reparieren hatte. Ich hatte eine Stunde für mich allein. Ich erklomm einen Hügel, der auf der anderen Seite sehr steil abfiel: eine schöne Gelegenheit für eine sitzende Abfahrt auf dem halb gefrorenen Schnee. Mein Rucksack sauste voraus. Ich hinterher blitzen sah ich, dass ich auf ein Loch zusteuerte. Es gelang mir mit den Händen, die Richtung etwas zu ändern. Ich landete auf ebenem Boden nur einige Meter entfernt von dem Loch, das ca. 10 Meter tief war. Kein Mensch hätte mich jemals dort gefunden, oder höchstens einige hundert Jahre später als tiefgefrorene Mumie, wie man sie heute im den Anden ausgräbt.

Noch ein Fast-Unfall taucht in meinen Gedanken auf: kurz nach meiner Fahrprüfung machte ich mit Maria Stader eine Stadtfahrt. Als ich vom Kurfürstendamm abbog, hopste meine Wagen (Wägelchen) aus unbekannten Gründen aufs Trottoir und kam einen Zentimeter vor der Hoteltür zum stehen. "Das nennt man jemand nach Hause bringen", rief Maria und konnte kaum aussteigen vor Lachen. Kein Polizist war zugegen, bloss einige lachende Berliner. Die gute Maria! Sie wusste genau um die Faszinationskraft ihrer Stimme. Wenn sie etwas von mir wollte, brauchte sie nur einige Töne zu singen und ich wurde zum gefügigen Tanzbär, zu jedem Gefallen bereit. Sie pflegte zu sagen: "wenn Du nicht so stinkfaul wärest, hättest Du eine Weltkarriere gehabt." Ob ich glücklicher gewesen wäre, ist sehr die Frage.

Was mir in Museen passierte

Ich suchte in der National Gallery in London nach dem wunderbaren Bild von Sassetta *Die Reise der Könige*. Schliesslich fiel ich dem Wärter auf und er half mir suchen; bald gesellten sich zwei Andere dazu, ich beschrieb Ihnen das Bild, das auf zwei Diagonalen aufgebaut ist, mit dem Vogelzug und der Sonnenblume statt des Sterns; aber es half nichts. Schliesslich sagte Einer; "jetzt geh'n wir in den Keller." Unbeschreiblich, was für Schinken da herumstehen und hängen. Nach einer weiteren halben Stunde sagte ein Anderer: "jetzt gehen wir zum Direktor." Da kam mir die Erleuchtung: "Sirs, terribly sorry, aber das Bild ist in New York im Metropolitan Museum!" In der lieben Schweiz wäre die Reaktion folgende gewesen: "Hätten Sie nicht vorher denken können?" Aber die Engländer standen da und hielten sich die Bäuche vor Lachen und der Abschied war herzlich.

Und ebenso herzlich war die Atmosphäre in Venedig. Dieses Kapitel habe ich aber Linus Birchler und Peter Mieg beigezelt. Ich gehe weiter nach Verona. Dort stehen ausserhalb und innerhalb des Museums zwei gleiche Statuen. Es handelt sich um Cangrande, den Herrscher, quasi der Medici von Verona. Ich war neugierig, was im Sightseeing über ihn gesagt würde. "Niemand weiss, warum er in einen viel zu kleinen Sarg gequetscht wurde." Der Teufel kitzelte mich, und ich sagte zum Guide: "Ich kann es Ihnen sagen. In dieser Familie war ewig Krach, und dies war die letzte Rache seines Bruders, dieser zu kleine Sarg." Von Freunden habe ich erfahren, dass der Mann von da an meine Erfindung als historische Tatsache weiter gab!

Musik und Wärmeflaschen

Der Frühlingsbeginn in Berlin zeigte sich mir eines Morgens in Gestalt einer grossen schwarzen Spinne, die in meiner Badewanne sass. Das gute Tier hatte zweifellos die arktische Zeit überstanden; denn es war alt und sah mich müde an. Ich komplimentierte es mit einiger Mühe an einen andern Ort. Fast gleichzeitig ertönte der erste Wildentenruf von der aufgetauten Uferstelle am See her. Ich antwortete mit einem Jubelschrei. Ausserdem hatte ich seit einem Tag statt drei nur noch zwei Wärmeflaschen im Bett. Trotz der Kälte drückt Frühjahrsmüdigkeit.

Ich döse und meine Gedanken wandern: In der Schweiz sei der Strom so knapp geworden, dass in der Eisenbahn nicht mehr geheizt werden könne. Als ich im Dezember schrecklich frierend in der Bahn von München in die Schweiz gefahren war, hatte ich geringschätzig gedacht: es ist eben nicht die SBB; denn die Auslandschweizer sind chauvinistisch! Habe ich aber in der Schweizer Eisenbahn nicht auch schon gefroren? Natürlich, während des Zweiten Weltkrieges. In der Bundeshauptstadt hatte ich ein Konzert gehabt; der Saal war noch ordentlich warm gewesen, aber das Solistenzimmer bitter kalt. Hinter dem Podium hatte ich aber einen warmen kleinen dunklen Verschlag entdeckt, mich auf dem einzigen Stuhl wie ein Hindu zusammengerollt und gewartet. Und da war im Lichtstrahl der geöffneten Tür plötzlich wie ein Geist der Konzertmeister gestanden. "Meine Frau wünscht gutes Gelingen," sagte der Geist und legte mir eine Wärmeflasche in die gekreuzten Arme. Alles war gut vorbeigegangen; ich sehe mich - wieder frierend - im Zug sitzen, wehmütig der warmen Gabe der Frau Konzertmeisterin gedenkend.

Die Gedanken wandern weiter: Habe ich nicht früher schon einmal mit

einer Wärmeflasche konzertiert? Wieder versinke ich rückwärts in die Zeit, scheine durch einen grauen Stoff zu gleiten - Vorhänge öffnen sich - geben Durchblicke frei, bis ein klares Bild auftaucht: Durch die weite pommersche, schneebedeckte Ebene gleitet—von vier kräftigen Gäulen gezogen, ein grosser Schlitten - ganz mit einer Blache überspannt. Darunter befinden sich ein Cello, eine Geige, eine Flöte - dazugehörig ein Cellist, ein Geiger, eine Flötistin, auch eine Sängerin und ein Organist - alles Studenten, alle jung und vergnügt. Ich habe die Flöte der Sängerin in Obhut gegeben, oben auf dem Bock neben dem Kutscher Platz genommen und will den Andern zeigen, dass ich kutschieren kann. "Nein, unsere Instrumente!" schreit es empört im Chor und am misstrauischsten sind der Geiger und der Cellist; denn sie sind meine Landsleute! Gekränkt steige ich herunter, und wir fahren weiter durch die endlosen Alleen, die der grosse Kurfürst angelegt hat.

Am Nachmittag ist schon das erste Kirchenkonzert irgendwo in Hinterpommern. Wir halten vor dem Pfarrhaus; der Geistliche empfängt uns herzlich und stellt jedem einen starken Weintrester hin, der im Augenblick den halberstarrten Kreislauf neu in Schwung bringt. Bei uns pflegen die Pfarrer nicht als Erstes Schnaps hinzustellen.

In der Kirche klettern wir die gewundene, hölzerne Treppe zur Empore hinauf; unser Atem steigt als weisse Rauchsäule voraus. Aber oben - zu beiden Seiten des Orgelspieltisches - stehen auf dem Boden zwei grosse, flache Metallgefässe, deren Inhalt - Benzin! - eben entzündet wird. Und auf der Orgelbank liegen nebeneinander fünf heisse Wärmeflaschen, für jeden eine.

Das Konzert beginnt beim Schein der lodernden Feuer; uns ist seltsam unwirklich zumute. Die helle Stimme der schönen Schlossherrin, die uns auf ihr Schloss - eine ehemalige Ordensritterburg - eingeladen hat und nun als

“Ansagerin” gekommen ist, verkündet: “Arie von Grieg, für Flöte und Orgel.” Gibt es das? Nein. Beim Pfarrer hatten wir entdeckt, dass unser schönes Telemanntrio zu Hause geblieben war. Unter den Noten des freundlichen Pfarrers fanden sich die “Lyrischen Stücke” von Grieg, und schnell entschlossen wurde das Passendste auf diese Weise angekündigt. Möge Grieg es verzeihen. Auch Dir, Maître Nada, alter, guter Lehrer, habe ich keine Ehre gemacht; denn in der kalten Luft waren Beide verschnupft, die Flöte und ich. Aber das Temperament der pommerschen Bauern war derart beschaffen, dass sie in Seelenruhe die Pause vom ersten zum zweiten - und vom zweiten zum vierten Ton - falls der Dritte nicht kam - erwarten konnten. Am Schluss hörte ich sie andächtig schnaufen. Oder sollten sie etwa...? “Nein, geschlafen haben sie nicht; sie waren sehr aufmerksam und dann schnaufen sie immer”, sagte nachher die Schlossherrin.

Meine Nummer war beendet; nun wartete meiner eine andere Funktion: ich kroch unbemerkt zum Spieltisch, duckte mich ganz auf den Boden und streckte nur einen Arm zur Klaviatur hinauf; denn es galt, während die beiden Hände des Organisten mit Läufen und Passagen beschäftigt waren, einen langen Orgelpunkt im Bass von Geisterhänden auszuhalten; Pedale gab es nicht an der kleinen Dorforgel. Kurz vor dieser Stelle hatte der Cellist einen langen Triller, welchen der Organist mit einem Akkord unterbrechen musste. Ich konnte auf dem Boden nichts sehen, weil ich den Kopf nicht heben durfte; aber endlich schien mir der Triller doch unheimlich lang und allmählich in ein Röcheln überzugehen. Ich blickte sekundenschnell auf, sah den Organisten hingegen und weltvergessen mit der Wärme flasche im Schoß dasitzen und sich die Hände wärmen. Eben noch zur rechten Zeit, ehe den Cellisten die letzte Kraft verließ, entriss ich dem Fühllosen die Flasche; er fuhr auf und in die Tasten, traf den rechten

Akkord, und der Cellist, der sich nun seinerseits gierig auf die Wärmeflasche stürzte, war gerettet und die Situation auch.

Aber am Schluss des Konzertes stieg mit blassem Gesicht und ängstlichen Augen der Schullehrer und Dorfororganist herauf und wollte wissen, wie unser Organist den langen Basston gehalten habe; denn er habe niemanden neben ihm gesehen (natürlich, mein Kopf war gleich wieder unten gewesen und nur die Hand - ungesehen vom Publikum - tat ihre Pflicht). Es wurde nicht verraten. Der gute Mann wäre sicher weniger aufgeregt gewesen, wenn er gewusst hätte, dass sogar ein Mozart einst, um einen Ton in der Mitte - während die Hände sich in Passagen ergingen - aushalten zu können, seine lange Nase zu Hilfe genommen und damit die Taste festgehalten hatte!

Hier bricht die Geschichte ab. Ein Flugzeug war eben dröhnend direkt über das Dach gebraust, und mein Inneres bekam einen plötzlichen Stoss und Schock und flog gedankenschnell durch den grauen Zeitstoff wieder in die Gegenwart zurück. Soviel ich weiss, haben dann im übrigen Verlauf der Reise die Wärmeflaschen keine Rolle mehr gespielt, so dass die Geschichte wirklich aus ist.

Musikalische Kühe

Meine Liebe! Gestern Abend nahm ich meine Flöte und stieg den Hang hinter unserm Stadel hinauf, während die Andern am Herdfeuer sitzen blieben. Auf den Hügeln ringsum bimmelte es - die Kühe bleiben hier über Nacht draussen. Weiter oben setzte ich mich auf einen Stein und begann ein wenig zu blasen. Nach einer Weile trabten aus der Dämmerung drei Kälbchen, schmiegteng sich eng an mich und schleckten an meinen Händen. Ich stand auf, begrüßte und streichelte sie und fuhr fort zu blasen. Nun sah ich, wie am Grat oben ein gehörnter Kopf nach dem andern auftauchte, schwarz und riesenhaft scheinend gegen den noch hellen Himmel. Und schwer und massig wie Felsblöcke schoben sich die Kühe - zwei zuerst, dann immer mehr - den Hügel herunter und auf mich zu. Zuletzt stand ich eng gepresst zwischen fünfzehn bis zwanzig warmen Kuhleibern. Das Bimmeln hatte ganz aufgehört; ich sah in lauter, stille, weise und gütig auf mich blickende Kuhaugen. In den Pausen, die ich zwischen dem Blasen machte, drängten sich die nächststehenden Tiere noch enger an mich, rieben sachte ihren Kopf an mir oder fuhren liebkosend mit der warmen, rauen Zunge über meine Hände. Ich plauderte mit ihnen, sagte: "Für dich, du grosse Mutter, blase ich etwas Trauriges - du Schlanke bekommst etwas ganz Lustiges - für das Kälbchen gibt es einen kleinen Tanz" - usw. Sie standen still mit gesträussten Ohren und hörten unbeweglich zu, während ich blies. Mir kamen die Tränen. Wie gut kann ich den heiligen Franz verstehen!

Es war ganz dunkel geworden; alle Wichtigkeit war auf die Sterne übergegangen; sie funkelten eindringlich und in unwahrscheinlicher Pracht, während die Erde form- und wesenlos dalag. Ich nahm von jedem Tier einzeln Abschied und stieg mit einer wunderlichen, fröhlichen Ernsthaftigkeit

hinunter. Ganz allmählich kam wieder Bewegung in die Tiere - einzelne Glocken gaben an, und nach einer Weile bimmelte es aus der Höhe wieder friedlich durch die schöne Nacht, während unten am Herdfeuer die Männer mir staunend zuhörten.

Nachbericht: Als ich eine Woche später in Luzern ankam, lag ein grosser, gelber Umschlag für mich bereit. Ich zog einen wunderhübschen Linolschnitt, eine Kuh mit Kalb darstellend, heraus, darunter stand in Maschinenschrift: "Mit tiefgefühltem Dank - die Obigen." !?

Musik und Magie

“Musik und Magie” sind nicht nur durch den Stabreim verbunden, sondern hängen wirklich eng zusammen. Musik ist die allgemein verständlichste Sprache und bedarf eigentlich kaum des erklärenden Wortes.

Manche sagen, sie sei göttlich...Nein; denn sie kann böse, zerstörerische Wirkungen ausüben.

So ist sie vielleicht teuflisch?...Nein; sie kann unbedingt gut und veredelnd wirken.

Ist sie politisch?...Und wie! Doch davon später.

Sie ist auf alle Fälle eine dämonische Kunst und hat - obwohl sie als Instrumentalmusik nicht in der Natur vorhanden, sondern vom Menschen erst geschaffen worden ist - eine absolut magische Wirkung. Und davon möchte ich heute sprechen.

Die Zauberkraft der Musik war zu allen Zeiten gleich stark. Und obwohl heute die Menschen allem Übersinnlichen gegenüber weniger offen sind als früher, dringt doch diese Kraft sogar noch in diejenigen ein, die sie ablehnen oder die sich zur Musik ihres aufgedrehten Radios unterhalten.

Kehren wir zunächst ins Altertum und zur Sage, deren Kern meist wahrer als jede Berichterstattung ist, zurück: Sie wissen Alle von Orpheus, der mit seiner Leier die wilden Tiere besänftigte, den Herrn der Unterwelt rührte und seine Gattin Eurydike aus dem Schattenreich zurückgewann. Als sein Zeitgenosse Arion - auch im 13. Jahrhundert vor Christus - die Burg Kadnea bauen wollte, sollen sich auf sein herrliches Spiel hin die Felsblöcke von selbst herabewegt und sich harmonisch zu Mauern gefügt haben.

Die griechischen Weisen - vor allem Pythagoras und Plato - waren überzeugt, dass der Umschwung des Alls und die Bewegung der Gestirne

weder entstehen noch fort dauern könnten ohne Musik. Im ganzen Altertum ist immer wieder die Rede von dieser geheimnisvollen und wunderbaren Sphärenmusik. Und keiner von den Späteren findet Schöneres darüber zu sagen als Goethe im Prolog zu Faust I:

“Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.”

Auch Arion hatte Macht über die Tiere: ein Delphin trug ihn samt seiner Leier übers Meer. Arion und Orpheus sind unzählige Male von grossen und kleinen Malern aller Zeiten dargestellt worden. Ich bin überzeugt von der Wahrheit dieser Geschichten; denn dass Tiere sehr musikempänglich sind, ist eine Tatsache. Ich selbst habe mir einmal auf einer Alp durch Flötenblasen die fast beängstigende Zärtlichkeit einer ganzen Kuhherde erworben. (Siehe “Musikalische Kühe,” S. 32) Unsere Sennen wissen, dass die Kühe mit Musikbegleitung mehr Milch geben, und nehmen eine Maulorgel mit zum Melken oder pfeifen; ebenso wird in den grossen amerikanischen elektrischen Melkanstalten mit Lautsprechern “gearbeitet,” und Pferde lassen sich unter Musikbegleitung ruhiger beschlagen. Als Kind hatte ich eine Schildkröte, die jedes Mal, sobald ich anfang, Klavier zu spielen, mit Mühe drei hohe Türschwellen überkletternd durch drei Zimmer neben das Klavier gerannt kam und bewegungslos verharrte, solange ich übte. Und - kaum war der Klavierdeckel zu - ihre Klettertour von neuem aufnahm und die drei Zimmer bis zu ihrer Kiste durchquerte. Auch Heuschrecken zähmte ich mit leisem Singen und Reden, und in meinem Studio in Zürich liess sich - wenn ich Cembalo spielte - immer eine Spinne von der Decke am Faden herunter bis fast zu meinem Kopf und blieb ruhig hängen, solange ich spielte;

nachher turnte sie wieder zu ihrem Netz zurück.

Aber kehren wir zu den Griechen zurück: Die wichtigsten Tonarten haben ganz verschieden auf das Gemüt gewirkt. Sie wurden nach den wichtigsten Landschaften benannt: *Dorisch* zum Beispiel ernsthaft, wichtig - erweckte und erhielt die Tugend. So weiss man von Odysseus und Agamemnon, dass sie während ihrer Kriegszüge einen dorischen Musiker bei ihren Gemahlinnen zurückliessen zwecks Erhaltung der Treue.

Das *Phrygische* war ausgesprochene Kriegsmusik und überhaupt aufreizend. Der bekannte Musiker Timotheus musste einst während einer Mahlzeit vor Alexander dem Grossen spielen. Er wählte unglückseligerweise die phrygische Tonart. Alexander soll wie rasend aufgefahren sein und würde vielleicht Alle umgebracht haben, wenn Timotheus nicht schleunigst die Tonart gewechselt hätte. Erst kürzlich entdeckte ich, dass ein altenglisches Variationenthema, das mich immer auf unerklärliche Weise gereizt und böse gemacht hatte, in der phrygischen Tonart steht!

Plato hielt die Musik für das wichtigste Erziehungsmittel und sah darauf, dass ihre Gesetze gehalten wurden. Es heisst, die Bewohner von Arkadien - die als höflich und verträglich galten - seien nur deshalb plötzlich streitsüchtig geworden, weil sie ihre musikalischen Gesetze nicht mehr gehalten hätten. Wer will nun etwa bestreiten, dass die Musik hochpolitisch ist? Plato konnte wirklich mit Recht sagen: "Jede Veränderung der Musik hat Folgen für die Staatsverfassung." Die Einhaltung der immer gleichen Gesetze zwang die Griechen, konservativ zu sein, und für die Musiker war es zum mindesten vorsichtiger. Als zum Beispiel jener Timotheus, der die verhängnisvolle Tafelmusik für Alexander gemacht hatte, zu den sieben Saiten der Kithara noch vier neue Saiten hinzutat, was eine zwar schönere, aber, wie es heisst, auch weichlichere, die jungen Leute zu Wollust und

Zärtlichkeit anreizende Musik ergab, musste er vor Gericht die vier neuen Saiten abreißen (was er leider tat) und wurde des Landes verwiesen.

Was aber die Musik wirklich positiv in der Politik für eine Rolle spielen könnte, ist gar nicht abzusehen: Ich erinnere an die berühmte Zusammenkunft auf dem "Camp du Drap d'Or" in Nordfrankreich zwischen den beiden strahlenden Renaissancefürsten Heinrich dem Achten von England und Franz dem Ersten von Frankreich. Da war jeder König mit seinen besten Musikern "bewaffnet," und es wird erzählt, dass bei der Messe der erste Introitus von den Musikern des englischen, der zweite von denen des französischen Königs gesungen wurde, und - um Unstimmigkeiten zu vermeiden - war angeordnet, dass jedesmal, wenn der französische Organist spielte, die Engländer sangen und umgekehrt, wenn die Franzosen sangen, der englische Organist spielte. Es habe - sagte der Chronist (Castil Blaize) - die allerbefriedigendste Harmonie zwischen den beiden Nationen geherrscht; sie hätten oft aus einer andern Tonart gespielt, die nicht einen so vollkommenen Akkord ergeben habe... Vermutlich verlaufen die meisten unserer Welt- und Gipfelkonferenzen erfolglos, weil sie musiklos geführt werden!

Nachdem Franz der Erste sein Bündnis mit dem Sultan Soliman geschlossen hatte, wollte er ihm eine Freude machen und übersandte ihm seine besten Musiker mit ihren besten Instrumenten. Soliman hörte sich einige Konzerte an, fühlte, wie sein kriegerisches Herz zu schmelzen begann, bekam Angst, dass es seinen Offizieren und Soldaten ebenso gehen könnte, liess die Instrumente zerbrechen und schickte die Musiker schleunigst nach Frankreich zurück.

Den bestimmenden Einfluss der Musik haben auch die Chinesen früh erkannt. So hiess es: Wenn man den Musikgeschmack eines Herrschers

kenne, wisse man auch, wie er seines Amtes walten werde - gütig, hart oder leichtfertig. Das Goethewort "Sage mir mit wem Du gehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist" würde chinesisch umgedeutet etwa heissen: "Sage mir, welche Musik Du liebst, und ich will Dir sagen, wie Du bist." Sehr schön ist, dass im Chinesischen das Zeichen für Musik (musizieren - Instrument) gleichzeitig auch Freude - sich freuen - bedeutet. Damit kommen wir zu etwas Wichtigem: Musik als Freude- und Trostspenderin.

Kummer vertreiben - Freude geben - auch das ist Magie, keine schwarze, sondern hellste, schönste, weisse Magie!

Schon der kleine David hat mit seinem Spiel die Sorgen und Dämonen König Sauls vertrieben. Der besiegte Wendenkönig Giler erbat von seinem siegreichen Feinde nichts anderes als ein Musikinstrument, um den Kummer zu zerstreuen. Shakespeare - wahrscheinlich der musikverbundenste aller Dichter - lässt seine edeln Gestalten in der Not immer nach Musik verlangen; auch in der deutschen Literatur ist der Trost der Musik von Martin Luther über Goethe und die Romantiker bis Morgenstern und Rilke besungen worden.

Dieses "Seelenheilmittels" - wie Plutarch die Musik nennt - bedient sich sehr bewusst die Kirche; aber auch die Ärzte wussten immer schon davon. Im Altertum liessen Ärzte wie Galen - auch Pythagoras und später Paracelsus - schmerzende Stellen "besingen." Unser altes, schweizerisches Kinderliedchen: "Heile, heile Sääge - drei Taag Rääge, drei Taag Schnee - tuet em Chindli nümme weh" gehört unbedingt in diesen magischen Kreis des Heilungsglaubens an die Musik. Bei den "primitiven" Völkern wird man nirgends einen Mediziner und Dorfzauberer finden, der seine Kuren, Heilungen und Beschwörungen ohne Musik durchführen könnte. Ja, sogar der Auftrag des kranken Grafen Kayserling an Johann Sebastian Bach, er möchte ihm eine Musik schreiben, die ihm seine schlaflosen Nächte erheitere

und ihn vor dem Wahnsinn bewahre, gehört in diesen Kreis. Aus diesem Auftrag sind die grandiosen "Goldberg" - so hiess der Cembalist Graf Kayserlings und Schüler Bachs - Variationen entstanden.

Man glaubte früher, dass durch die Macht der Töne Gicht, Epilepsie, Starrsucht, Nervenfieber, ja sogar Pest und Dummheit geheilt worden seien! Ein berühmter italienischer Arzt - Battista Porta - kombinierte sogar Musikinstrument und Heilpflanze, indem er zum Beispiel die Wassersucht mit dem Spiel auf einer Flöte, die aus dem Stengel der Wasserpflanze Helleborus verfertigt war, heilen wollte. Eine Flöte aus Zimmetrohr hingegen sollte Ohnmachten beheben. Im Jahr 1745 erschien zu Halle das Büchlein "Über die Verbindung der Musik mit der Arzneygelahrtheit" von einem Doktor Nikolai. Er selbst, als Vertreter der Aufklärungszeit, verneint zwar die direkte Heilkraft der Musik; da sie aber imstande sei, die Affekte oder Leidenschaften auszulösen und zu verändern, die Affekte aber weitgehend Gesundheit und Krankheit beeinflussen, sei die Musik als indirekte Heilkraft wichtig. Er zählt einen Haufen Beispiele auf, vom Podagraleidenden bis zu dem von der Tarantel Gebissenen. Im Vorwort stellt er eine wundervoll poetische Hypothese auf: Alle Fäserchen, aus denen unser Körper zusammengewebt sei, die Arterien-, Muskel- und Nervenfasern, hätten -da sie gespannten Saiten vergleichbar seien - jedes seinen eigenen "Ton."

Ist der Mensch gesund, dann müssen diese Fäserchen eine so wohlproportionierte Spannung besitzen, dass ihre Töne zueinander sich wie Konsonanzen oder Wohlklänge in der Musik verhalten; ist er krank, klingen sie als Dissonanzen oder Missklänge gegeneinander.

Diese Vorstellung einer kleinen inneren quasi Sphärenmusik hat etwas Berauschendes, und die Ärzte sollten ein Ohr für sie entwickeln. Aber wenn sie auch bisher noch niemand gehört hat, ist man ihr doch vielleicht wieder

mehr auf der Spur; denn die Heilkraft der Musik wird heute wieder mehr erkannt. Die Erfolge der begnadeten Zürcher Musikpädagogin Mimi Scheiblaur in der Behandlung von Taubstummen und auch Schwachsinnigen (also ist vielleicht doch Heilung der Dummheit möglich?!) grenzen ans Wunderbare.

Soviel von der "weissen" Magie, der göttlichen Seite der Musik. Aber nun gibt es zweifellos auch die schwarze, die teuflische Magie. Etwas davon mag schon in der phrygischen Tonart enthalten sein... Wer die Geschichte vom "Rattenfänger von Hameln," der mit seiner Pfeife sämtliche Ratten und Mäuse des Ortes in den Fluss gezwungen, dann aber - als die Belohnung ausblieb - aus Rache auch sämtliche Kinder auf Nimmerwiedersehen in den Berg hinein gelockt hat, wer diese Geschichte für ein Märchen hält, irrt sich! Ich selbst habe einmal schreckhaft stark das magische Fortgezogenwerden durch die Musik erlebt: Das war bei Freunden im Val Vigezzo in Italien, als ich in der glühenden Mittagshitze im Garten döste und als plötzlich von fern her eine gänzlich fremde, auf einem gänzlich fremden Instrument gespielte Melodie an meine Ohren drang. Mein Bewusstes schlief noch; meine Beine und nackten Füße liefen mit mir - ich weiss nicht mehr wie - fort, hinunter, durch den brennenden Staub der Landstrasse, immer hinter diesen Tönen her, immer weiter... Nach langer Zeit hatte ich eine Gruppe Sizilianer eingeholt; da setzte mein Bewusstsein wieder ein: ich sah, dass ich zum ersten Mal einen Dudelsack gehört hatte, und wundere mich nicht mehr, wenn gesagt wird, dass die schottischen Soldaten besinnungs- und hemmungslos hinter den unbeschreiblich süssen und wilden Tönen ihrer Dudelsackbläser in den Krieg nicht nur ziehen, sondern rennen.

Und welche beherrschende Wirkung haben sowohl die schwarze als auch die weisse Magie der Musik in der Liebe! In der Literatur wird immer

wieder von ruchlosen Verführungen, aber auch vom Schmelzen harter und stolzer Herzen durch die Musik berichtet. Der Südländer sucht die Geliebte immer durch Gesang zu betören; die Lieder der venezianischen Gondolieri oder die Melodien der Zigeuner-Geiger, oder die "Courting-flute" der nordamerikanischen Indianer, sind berühmt geworden. Aber auch ein Schubert nahm seinen Liederquell gelegentlich zu Hilfe in Liebesdingen, und die Anzahl der Mozartschen Serenaden entspricht der Zahl seiner Angebeteten.

Keine andere Kunst besitzt diese unheimlichen Kräfte: heilend und zerstörend, beruhigend und aufwühlend, Andacht und Wollust, Streit und Liebe entfachend? Weise waren die Alten, die sie erkannten und zu zähmen versuchten; grossartiger ein Beethoven, der sie erkannte und strömen liess; aber am grössten Bach, der sie ganz erkannte und ganz beherrschte. Und oh, wie konnte ich den betörenden Gesang der griechischen Sirenen vergessen und Heinrich Heines unsterbliche Sirene Loreley?!

„Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Loreley getan.“

(Vortrag gehalten an der University of Washington in Seattle, U.S.A)

Ich gratuliere mir zum 75. Geburtstag

Sehr geehrter Herr Redaktor,

Ihr und mein Freund Peter Mieg hatte die Bieridee, ich solle selber etwas zu meinem 75. Geburtstag schreiben! Nun, warum eigentlich nicht? Wenn man den Geburtstag schon gemeinsam mit Napoleon hat und als Kind "Aiglon" genannt wurde!

Ich schreibe Ihnen von einem der schönsten Plätze der Welt, der "Olympia Peninsula," am äussersten Nordwest-Zipfel der Vereinigten Staaten Nordamerikas gelegen, am Pazifischen Ozean, dem riesigen Vancouver Island gegenüber. Hier, in der Wildnis, steht das ganze Jahr über, in Sonne und Regen, Pablo, mein 23 Jahre alter Wunderlastwagen. Sein Motor springt jedes Jahr wieder an. Auf seinem Rücken sitzt der eigentliche Camper, ein komfortables kleines Häuschen mit einem riesigen Bett, vielen Kästchen und Schubladen, einem Kochherd und Bänken, auf deren längster das Virginal, ein kleines Tasteninstrument steht, das Egon Wappmann seinerzeit für mich gebaut hat. Der passende Stuhl davor ist - raten Sie - ein chemisches Klosett! Es steht da, zweckentfremdet, hübsch grün umhangen; denn Pablo steht dieses Jahr auf einem verlassenen Campingplatz mit dem Luxus eines hölzernen Toilettenhäuschens. Die Brandung rauscht gewaltig, die Luft ist kalt, salzig und wunderbar. Pablos Tür ist so hoch angebracht, dass der Einstieg jedes Mal einen akrobatischen Akt darstellt. Aber das hält eben jung. Am Strand unten liegt, steht, sitzt das unglaublichste Treibholz in Form von Monstern der verschiedensten Art und Grösse, bis drei Meter lang und hoch. Mein ganzes Haus und Terreno in Italien ist voll davon, denn jedes Jahr schicke ich eine Ladung nach Europa.

Sehen Sie, das sind die Freuden einer 75-jährigen, die sich über ihr

Alter, das nicht einmal Ärzte erraten, köstlich amüsiert. Es ist wunderbar, alt zu sein. Wenn ich zu etwas keine Lust habe, dann kann ich sagen: "Ach, in meinem Alter..." - dabei könnte ich es natürlich sehr gut tun, bin nur zu faul dazu. Aber glauben Sie nicht, dass ich *nur* faulenze. Vor einigen Tagen hatte ich in Seattle (Washington) eine sehr anstrengende vierstündige pausenlose Bandaufnahme, bereitete für die Winterthurer Musikschule einen Vortrag und ein Recital vor und ein anderes für die Amerikanische Akademie in Rom. Ausserdem korrigiere ich hier die Reinschrift einer grossen Arbeit über musikalische Ornamentik, für die ich leider noch keinen Verleger habe, auch wenn die Studenten danach schreien. Meine Universität, die es publizieren wollte, ist pleite, wie die meisten amerikanischen Staatsuniversitäten, wenigstens was die Departments für Kunst und Musik angeht.

Mein Haus steht in Ligurien, hoch auf den Hügeln über dem westlichen Mittelmeer, gegenüber Korsika. Das Land, das vor 18 Jahren noch billig war, konnte ich kaufen, aber an ein Haus war nicht zu denken; denn Geld hat mich nie geliebt. Dennoch entwarf ich Pläne (die besten Ideen kommen mir immer morgens in der Badewanne, sie wurden faktisch in der Badewanne geboren), und als sie fertig waren, zeigte ich sie zum Spass guten Freunden. Die aber spassten nicht; sie holten den Atlas, studierten Lage und Pläne und sagten: "Das ist grossartig - du kannst morgen beginnen mit Bauen, wir geben dir das Geld." Nun, ich sass zum Glück schon, sonst hätte ich das Gleichgewicht verloren. Kurz darauf kam der Ruf nach Amerika, meine lieben Geschwister halfen auch, und nach relativ kurzer Zeit konnte ich das Haus, das dem grossen Philosophen und Wissenschaftler *Michael Polanyi* gewidmet ist und seinen Namen trägt, abzahlen. Es ist ein lustiges Haus, glauben Sie mir, achteckig und miniburgartig. Ein simpler Muratore hat es

gebaut, genau nach meinen Plänen, und kein Architekt hat je die Nase hereingesteckt.

Solche unwahrscheinlichen Glücksfälle (ich rechne dazu eine schwierige Daumenoperation, die ein genialer Chirurg von San Remo ausführte und mir vor Freude über das Gelingen erst noch schenkte!) waren natürlich selten in meinem Leben. Weniger selten - aber ebenso unwahrscheinlich - sind die Pech - und Unfälle gewesen. Aber ich habe immer einen wunderbaren Schutzengel gehabt - nein, deren zwei: einen unsichtbaren und einen sichtbaren in der Gestalt meiner Freundin Cornelia Gerber-Ten Bosch, die mit tödlicher Sicherheit immer auftaucht, wenn es mir schlecht geht. Zu weiteren grossen Glücksfällen gehören mein wunderbarer Vater und meine hervorragenden Lehrer: *Hermann Dubs, Josef Ebner, Edwin Fischer, Paul Hindemith, Hermann Scherchen, Max Friedländer. Emil Nolde* brachte mir, als ich ganz jung war, das richtige Sehen bei; er schenkte mir seine Freundschaft und zwei herrliche Bilder, *weil* ich schon recht gut beobachtete. "Ein Musiker mit Augen: noch nie erlebt", sagte er. Heinrich Kaminski hatte mich seinerzeit zu Nolde gebracht - auch er ein hilfreicher und väterlicher Freund (siehe „Heinrich Kaminski“ und „Emil Nolde“, S. 140 und 142).

Ich bin ein glücklicher Mittelmeermensch geworden und geniesse das Leben, aber ich hänge nicht daran, bin jederzeit neugierig auf eine andere Existenzform. Mein ganzes Leben ist voll von unerklärlichen und seltsamen Begebenheiten, die vermutlich anderswo weitergehen werden. Ich bin dankbar, dass ich so viele Freunde aller Rassen, jeden Geschlechts und Alters habe und bin dankbar, dass mir die Liebe der Tiere zuteil wird (ein prachtvoller, wilder stolzer Hund hat *mich* adoptiert, nicht ich ihn; siehe "Chicco", S. 161) und dass ich das Privileg hatte, den Gesang - ja, den

Gesang! - der Wölfe zu hören in diesem wunderbaren Kontinent Amerika, meiner zweiten Heimat. Italien ist meine dritte Heimat geworden. Es genügt jetzt, nicht wahr, ich möchte nicht ins Schwatzen kommen. Vermutlich werde ich einmal die verrücktesten Geschichten meines Lebens aufschreiben. Bis dahin,

mit besten Grüßen Silvia Kind

(erschieden im *Badener Tagblatt*, 14.8.1982)

Pech

Meine Arbeit über *Barocke Ornamentik* war ein wahres Ungetüm: *Text* in Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch. *Kassetten*, auf denen ich Musik *mit* und *ohne* Verzierungen (Ornamente) spiele und Text in den obigen Sprachen spreche (nur die spanische Version sprach mein spanischer Universitätskollege). *Zitate* aus dem 16., 17., 18. Jahrhundert in obige Sprachen übersetzt. Eine riesige *Tabelle* mit den *wesentlichen* und den *freien* Verzierungen in den drei Jahrhunderten. All das in Querformat, aber nicht als Buch, sondern als enorme Rolle! Der Vertreter des Schott-Verlages sah es, war sehr beeindruckt und sagte: "Das machen wir!" Aber nach einigen Wochen starb er plötzlich und niemand interessierte sich mehr dafür.

Der Dirigent von Radio Luxemburg war zu Gast bei Radio Zürich. Mein Spiel gefiel ihm und er beschloss, sämtliche Cembalo-Konzerte mit mir in Radio Luxemburg aufzunehmen. Die erste Sendung ging gut vorüber; aber einige Wochen danach starb der Dirigent plötzlich.

Bin ich eine Hexe?

Glück

Ich war ausgetreten aus der Hochschule für Musik aus einer schrecklichen Depression heraus, verzweifelnd an meinem Talent. Da fiel mir ein, dass eine Freundin von Edwin Fischer mir ein Empfehlungsschreiben an ihn mitgegeben hatte. Ich ging mit dem festen Vorsatz, nicht vorzuspielen. Er wollte mich aber hören und so spielte ich recht erbärmlich. "So kann man nicht Klavier spielen", sagte er. Ich war beinahe erleichtert; denn nun war die Entscheidung gefallen und ich hatte nicht mehr das Recht, Musik zu machen, dachte ich. Während ich stumm dasass, schrieb er etwas und gab mir ein Blatt Papier, worauf ein langes Programm stand: ein Stück von Prokofjew, eine Händel-Chaconne, eine Chopin-Etüde, eine Beethoven-Sonate, Präludium und Fuge aus dem *Wohltemperierten Klavier*, zufällig alles Stücke - ausser dem Bach - die ich noch nicht studiert hatte. "In acht Tagen kommen Sie wieder und spielen mir das vor", sagte Fischer. Ich weiss nicht mehr, wie ich nach Hause kam; ich glaube, ich bin geflogen, und stürzte ans Klavier. Eine Woche lang übte ich jeden Tag acht (8) Stunden! Nachdem ich das Programm vorgespielt hatte, gab er mir jeden Tag eine faszinierende (unbezahlte!) Unterrichtsstunde bis zu seiner nächsten Konzerttournee. Sein Agent verschaffte mir ein schönes Steinway-Klavier, so dass ich während meiner Studienzeit nie ein Klavier mieten musste.

Während dieser Zeit nahm Fischer eine Professur an der Hochschule für Musik an und meldete mich gleich zurück, auch Hindemith nahm mich mit offenen Armen auf, so dass das Leben wieder lebenswert wurde! Dass ich mich ein paar Jahre später ins Cembalo verliebte, betrückte Fischer, und er hat es mir nie ganz verziehen.

Amerika – Amerika

Es begann in Abrahams Schoss...

Abraham (Hammy) ist der Name des feudalen Diplomatenwagens (ein schwarzer Lincoln), mit dem mich meine Freundin, mitten im Winter in Strohütchen und leichtem Mantel, am Kennedy Airport in Empfang nimmt.

Wir fahren direkt an den Ort, wo das Cembalo stand. Es war ein kleiner Music Shop; über der Tür stand in Riesenlettern "Music Master," und der vollgepfropfte Raum wirkte absonderlich und fantastisch, als ob E.T.A. Hoffmann ihn entworfen hätte. Das Cembalo stand zwischen dem fortwährend klingelnden Telefon und der dauernd rasselnden Kasse neben einem Gestell mit alten Uhren, Musikdosen und Jugendstil-Nippsachen. Im Hintergrund wurden in der irrsinnigsten Lautstärke Grammophonplatten vorgeführt und verkauft. Niemand liess sich durch mich stören. Ich stopfte Watte in die Ohren, konzentrierte mich verzweifelt und übte mitten im ohrenbetäubenden Betrieb. Eine solche Szene wäre in einem europäischen Musikladen unmöglich.

Schon in den ersten Minuten also zeigte mir New York sein vielseitiges Gesicht: bei aller mondänen Riesenhaftigkeit inmitten eines hektischen, gigantischen und wahrscheinlich grausamen Geschäftslebens ist es dennoch tolerant, gemütlich und fantastisch, sogar romantisch. Die Wolkenkratzer haben sehr ausgeprägte Physiognomien - freundlich und gar nicht nur zweckbedingt.

Zwei Tage übte ich nun bei den "Music Masters," und oft war ich umringt von vielen Leuten, die wissen wollten, wofür und was ich übe, und Viele von ihnen sind daraufhin auch tatsächlich in mein Konzert gekommen.

Die Schweiz war in New York ideal vertreten durch den Generalkonsul Dr. Lacher und seine Frau. Obwohl ich sehr viele Freunde und frühere Schüler in New York habe, die alle wieder ihre Freunde mitbrachten, habe ich den vollen Saal ("a crowded hall" - mit diesen Worten stürzte der Manager begeistert ins Solistenzimmer) doch in erster Linie der Propaganda und tatkräftigen Hilfe Dr. Lachers zu verdanken.

Für die Schweizer Künstler beginnt eine schöne Zeit in Amerika!

Es freute mich besonders, dass die beiden Schweizer Nummern des New Yorker Programms - Honegger und Mieg - vom Publikum so gut aufgenommen wurden. Im Verlauf der ganzen Reisenreise ist die Schweizer Musik (in Vancouver kamen noch Stämpfli, Oboussier, Levy, Schibler und Kelterborn dazu) sehr erfolgreich gewesen.

Am Tag nach dem Konzert, das mir von der gefürchteten New Yorker Presse ausgezeichnete Kritiken brachte, musste ich die fast gleich lange Distanz wie Europa-Amerika von neuem zurücklegen, nämlich New York-Vancouver, Kanada, wo ich zu einem modernen Musikfest eingeladen war.

In Seattle musste ich umsteigen. Zwischen Seattle und Vancouver verkehrt eine Art Lufttram, eine elende, alte, kleine zweimotorige Maschine, die einen Höllenlärm macht. Aber man vergisst ihn beim Anblick dieser Landschaft: es ist, als ob man eine Stunde lang links und rechts Gornegrat vorgesetzt bekäme. Auf den sagenhaften Mount Rainier, der fast 5000 m. hoch direkt aus Meereshöhe aufsteigt, macht die Stewardess besonders aufmerksam.

Am 1. Februar kam ich in Vancouver an, und die Magnolien blühten! Die Universität hatte mich in einem märchenhaft eleganten Bungalow untergebracht. Mein mit allen Schikanen versehenes Badezimmer war rosarot und himmelblau. Nachdem ich vierzehn Stunden geschlafen und

gewaltig gegessen hatte, wurde ich in die Universität zum Cembalo gebracht. Das war ein Monstrum mit riesigen, fremdartig angeordneten Pedalen, viel zu grossen Tasten und in schlechtem Zustand. Aber der Klang der einzelnen Register war von geradezu rührender Schönheit. Der Cembalobauer ist ganz jung, aber begabt, und nahm meine Änderungsvorschläge gern an. Er hatte gerade einen Film über Cembalobau hergestellt, und ich spielte mit Vergnügen die Schlussszene: ein kleines Konzert auf dem fertigen Instrument.

Am Morgen hörten mir beim Üben zwei Studenten zu, am Nachmittag etwa 20, am nächsten Tag noch viel mehr. Ich schien schon populär geworden zu sein! Am Abend des dritten Tages hatte ich meine Vorlesung. Nicht nur das grosse Auditorium war überfüllt, auch die Seiten- und Mitteltreppen waren besetzt und die Ausgänge hoffnungslos verstopft. Für das Konzert am nächsten Tage "Cembalo-Musik des XX. Jahrhunderts" zog ich in die Aula um, die 1200 Sitze hat, und auch hier war es nahezu besetzt. Das Konzert fand mittags von 11:00 bis 12:30 statt. Um zwei Uhr ging mein Flugzeug nach Seattle zurück. Ein Presse-Interview, ein Fotograf und die Studenten, die mich nicht fortlassen wollten und immer "come back, come back" riefen, hielten mich auf, so dass ich fast die Maschine verpasst hätte.

In Seattle hielt ich auch, wie am Vortage, die Vorlesung vor dem Konzert, was sich immer als recht gute Reklame erwiesen hat.

Die Freundlichkeit und Herzlichkeit der Amerikaner war mir schon in New York, wo die Verkäuferinnen einen mit "honey" und "dear" anreden aufgefallen; aber was ich in Seattle erlebte, schlug wirklich jeden Rekord. An einem Samstag Morgen nämlich kam ein Telefonanruf aus Vancouver, es gäbe Zollschwierigkeiten mit dem Cembalo: (Auf der Reise nach Montana war es in Seattle aufgehalten worden) ich solle am Montag früh auf dem

Zollamt Seattle erklären, dass das kanadische Cembalo nicht ausgeführt, sondern nur leihweise für einige Konzerte nach Amerika geschickt würde. Am gleichen Samstag rief *abends* (!) ein Mann vom Zoll in Seattle ein, ich solle am Montag vorbeikommen. Da ich am Montag ein Lecture hatte, anerbote sich dieser rührende Mann, am *Sonntagmorgen* (!) mit allen Papieren in die Universität - wo ich übte - zu kommen, um mir den Gang zum Zoll zu ersparen! In welchem Lande wäre so etwas möglich?

Beim Lecture war das Auditorium nicht so voll wie in Vancouver, dafür gingen die Studenten ganz grossartig mit. Aber der Konzertsaal war dafür am nächsten Tage voll besetzt. Die Presse in Seattle ignoriert die Konzerte, die die Universität veranstaltet; aber das Publikum zieht sie den städtischen Konzerten vor. Das ist an vielen Orten so. Immer mehr werden die Universitäten und Colleges die eigentlichen Kulturträger und damit zu Konkurrenten der offiziellen Agenturen. Wie viele kultivierte, humanistisch gebildete Menschen hatte ich nur bis hierher schon kennen gelernt! Ich vertrage die eingebildeten Europäer nicht mehr, die auf das jüngere Amerika herabzusehen sich erfreuen.

Die nächsten Tage waren anstrengend. Nach dem sehr erfolgreichen Seattle-Konzert (Duo-Abend mit der grossen Gambistin Eva Heinitz) gab es einen Empfang, dem ich um ein Uhr morgens entrinnen konnte; denn um fünf Uhr früh musste ich schon am Flugplatz sein, um nach Moskow (!) in Idaho zu fliegen, wo ich um 10 Uhr vormittags hätte ankommen sollen. Aber ein entsetzlicher Schneesturm zwang uns, an einem entfernteren, grösseren Flughafen zu landen. Mit einem anderen Passagier wurde ich in einer Limousine endlos über vereiste Passstrassen durch den hügeligen, schönen Staat Idaho gefahren der wie ein gigantisches Appenzell wirkt und wo auch Ackerbau und Viehzucht getrieben werden.

Hungrig und todmüde stieg ich um zwei Uhr nachmittags aus vor dem entzückenden Motel, in dem mich die Universität untergebracht hatte. Dort holte mich ein junger Musikwissenschaftler, der mich früher in Berlin besucht hatte, ab und setzte mir in seiner Wohnung ein Steak von Fussgrösse 50 vor, das ich tatsächlich aufgegessen habe. Dann übte ich vier Stunden an einem Cembalo mit einer ganz fremden Disposition, schlief eine halbe Stunde vor dem Konzert wie eine Tote und bewältigte mein Recital mit vorhergehendem Vortrag - bunt angestrahlt von vielen Scheinwerfern - an dem elenden kleinen Cembalo, das bei jedem Registerwechsel auf den Rädern wegrutschte - in einem riesigen, überfüllten, tropisch heissen Saal - mit letzter Kraft und viel Erfolg.

Am anderen Morgen früh flog ich in den Staat Montana, den Staat der Indianer und Cowboys, mit Gebirgen, in denen noch viele Bären, Elche und unbekannte, seltsame Tiere hausen. Ich wohnte "klassisch" bei meinen Freunden in Missoula: zur Linken ein richtiger Cowboy mit 22 kleinen, langhaarigen, wunderschönen, halbwilden Pferden, die er jeden Morgen "Ballett" reiten liess, zur Rechten eine rassenreine Indianerfamilie.

Ich war in wenig präsentablem Zustand in Missoula angekommen; denn in Spokane, Staat Washington - wo wir Zwischenlandung und etwas Aufenthalt hatten, den ich zu einem kleinen Spaziergang benutzte - war ich auf der aufgetauten, entsetzlich schmutzigen Strasse ausgeglitten und der Länge nach in den Matsch gefallen! Mein heller Schafmantel war von unten bis oben mit schwarzem Dreck bespritzt. Ich musste trotzdem so lachen, dass ich eine Weile liegenblieb. Erste Hilfe wurde dem Mantel im nahen Restaurant zuteil.

Das monströse Cembalo aus Vancouver war eine Stunde vor mir angekommen. Ich habe nie in meinem Leben eine so irrsinnig vernagelte

Kiste gesehen. Nach zwei Stunden erst wurde sie aufgebrochen - nach weiteren zwei Stunden das schwere Möbel zusammengesetzt und in einem Nebenraum der Aula aufgestellt.

Das Programm war wieder ein anderes und sehr anstrengend: ein Cembalo-Konzert, das der Komponist Weigel in Missoula vor einigen Jahren für die Berliner Festwochen und mich geschrieben hatte, ein Konzert von Paisiello (Napoleons Lieblingskomponisten) - beides vom Cembalo aus zu dirigieren - und eine grosse Solo-Gruppe.

Während des Übens traten immer heftiger werdende Schmerzen am rechten vierten Finger auf. Während der Nacht konnte ich keinen Augenblick schlafen, obwohl Schlaf nach den letzten Tagen das Nötigste gewesen wäre.

Trotzdem übte ich am anderen Morgen bis zum Mittag und ging erst dann zum Studentenarzt, als die Schmerzen ganz unerträglich geworden waren. Dieser, ein freundlicher Mann in tadellosem grauem Anzug (merkwürdigerweise praktizieren in Amerika viele Ärzte ohne weisse Mäntel) schnitt tief in meinen Finger, bis ein Dorn und Eiter zum Vorschein kamen. Dann klebte er eines dieser herrlichen, federleichten, durchsichtigen Pflästerchen, die es in Europa nicht gibt, darauf, und ich übte weiter. Um halb zwei begann die erste Orchesterprobe. Um vier Uhr fragte ich die Studenten, wie lange ich eigentlich proben könne, worauf ein einstimmiges, begeistertes "as long as you want" ertönte. Wo kommt so etwas sonst vor? Wir probten bis gegen sieben Uhr. Von acht bis zehn übte ich nochmals, um mich wieder an die verrückten Pedale zu gewöhnen - bin also an diesem Tag trotz Fingeroperation auf neun Stunden Spielen gekommen.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als ich mit geheiltem Finger um zehn Uhr vormittags zum Cembalo kam, lag über dem Instrument eine violette Stola mit gesticktem silbernem Kreuz. Eine daneben aufgestellte

Holzwand war ebenfalls mit einer violetten Stola behängt, und an der Wand hing an einem Haken eine Männerjacke. Dann kam ein Priester in vollem Ornat herein und sagte, "sorry", aber er müsse hier vor der Messe noch schnell einige Beichten abnehmen. Während dann in der Aula Messe gehalten wurde, übte ich leise nebenan. Als der Priester nach der Messe wieder hereinkam, wollte ich mich verziehen. Aber er lachte und sagte, ich störe ihn nicht im geringsten, warf seine prächtigen Sachen ab, stand in Hemd und Hose da, zog seine an der Wand hängende Jacke an und sagte, er komme dann mit Vergnügen am Mittwoch ins Konzert.

Um 14 Uhr ging es mit zwei Cars (im vorderen befand sich das Cembalo mit Weigel als Chauffeur, im hinteren waren das Orchester und ich untergebracht) drei Stunden auf einer schneebedeckten Passstrasse zum nahe gelegenen Helena. Von 17 bis 19 Uhr war dort Probe; von 19 bis 20 Uhr lag ich in der Nursery, in der lauter winzige Stühlchen und Tischlein, standen, auf meinem Mantel am Boden und schlief. Ein grosser, miserabler aber bemerkenswerter Farbdruck hing an der Wand über mir. Er stellte einen blonden, sitzenden Christus dar, an dessen Knie gelehnt je ein Chinesen- und ein Indianerknabe, in seinen rechten Arm geschmiegt ein kleiner Neger, auf seinem Schooss ein indisches Mädchen, hinter seiner linken Schulter ein weisses Kind, den Arm um das indische legend. Auch wenn dieser Druck künstlerisch indiskutabel war, übt er doch einen entscheidend guten Einfluss auf die Kinder aus und hilft die Rassengegensätze zu mildern.

Um acht Uhr war das Konzert in der platzend vollen Kirche. Unser Buschauffeur war so musikbegeistert, dass er Orchesterdiener und Solisten-Betreuer spielte und wir ihn nachher zu einem Empfang mitnahmen - etwas, was ich in der ältesten Demokratie nie erlebt habe! Danach Rückfahrt über

die inzwischen vereiste Passstrasse und heile Ankunft in Missoula um halb drei Uhr morgens.

Am andern Vormittag unterhielt ich mich mit dem Cowboy, und bewunderte die Pferdchen. Da fuhr - von vielen Pferden gezogen - ein riesiger, ganz flacher, mit Stroh bedeckter Bretterwagen klingelnd vorbei. Einträchtig sassen Weisse, Rote und Schwarze singend und lachend darauf und winkten zu uns herüber. Den Namen dieser hierzulande beliebten aber seltenen Vergnügungsfahrten habe ich vergessen. Meine Freunde haben innert zwölf Jahren erst eine einzige gesehen, und mir präsentierte sie sich schon am dritten Tag meines Aufenthaltes!

Am Nachmittag hatte ich mit dem Komponisten Weigel ein Radiogespräch über Hindemith und ein Lecture über die Geschichte des Cembalos und über schweizerische Cembalobauer des 17. Und 18. Jahrhunderts.

Am Dienstagmorgen brachten die Greyhounds das in Helena liegen gebliebene Orchestermaterial zurück! (Auch ein Portemonnaie und meine Uhr sind mir viele hundert Kilometer nachgereist.)

Am Dienstagmittag ging es wieder mit zwei Cars durch verschneite Berge und Wälder, an einem wunderwollen wie ein riesiger Vierwaldstättersee anmutenden See vorbei, fünf Stunden lang nach Spokane im Staate Washington, wo ich seinerzeit in den Schmutz gefallen war, und wo wir die Uhren um zwei Stunden vorrichten mussten. Dort spielten wir in einer modernen, architektonisch sehr schönen und kühnen, von einem Schweizer erbauten, Kirche. In Helena war es eine lutherische, hier eine Unitarian Kirche. In Montana leben vorwiegend Baptisten. In echt christlicher Weise bekämpfen sich Alle untereinander. Ausserdem beschimpfen Lutheraner und Baptisten gemeinsam die Unitarier, die keine

Dreieinigkeit kennen: "They believe Jesus is his own Daddy!"

Gerade vor dem Schlusstück - dem Paisiello-Konzert - ging plötzlich das Licht aus, eine im Land der technischen Perfektion unerhörte und so gut wie nie vorkommende Sache. Im stockdunklen Raum warteten wir alle ruhig.

Dann kam der Veranstalter mit einer Kerze und sagte, das Licht käme erst in einer Stunde wieder und leider leider sei das Konzert damit zu Ende. Aber ich dachte nicht daran und verlangte weitere Kerzen und Hilfe vom Publikum.

Da keine Kerzenhalter da waren, stellten sich Freiwillige mit Kerzen in den Händen hinter jeden Orchesterspieler wie Leuchterengel und ich bekam zwei Kerzen aufs Cembalo gestellt; so spielten wir - besser als je - und hatten einen tosenden Beifall.

In dieser Nacht konnten wir nicht mehr zurückfahren, sondern übernachteten in Spokane. Am anderen Tag war das dritte Konzert in der Universität von Montana in Missoula, wo natürlich das Cembalokonzert von Weigel - als einem Fakultätsmitglied - besonders gefeiert wurde.

Der Staat Montana - obwohl er mich gut zahlte - ist arm, sehr arm. Dabei ist der Reichtum an Kupfer, Silber und Holz beträchtlich. Der grösste Kupferberg war früher im Besitz der Königin Wilhelmine der Niederlande und gehört heute einer Aktiengesellschaft in New York, wie das Meiste andere auch, so dass die Montana-Bevölkerung nichts davon hat. Von Washington kommt kaum Unterstützung. Das "United" ist doch ein recht loser Begriff, und ausserdem pochen die Montaner sehr auf ihre Unabhängigkeit. Teilweise bringt der Tourismus etwas ein: Bergtouren, Fischfang und Jagd. Leider verpesten einige Fabriken die Luft. Im Gegensatz zum übrigen Amerika geht man hier spazieren. Ganze Familien sind oft wochenlang mit Ruck- und Schlafsäcken zu Fuss unterwegs, und die Bären fressen ihnen den Proviant weg.

Am Flugplatz überreichte mir eine Studentin einen grossen Sack Äpfel, weil sie mich während der Probenpausen immer hatte Äpfel essen sehen und einen prächtig kalligraphisch geschriebenen und mit Ornamenten versehenen Brief:

LOVE
TO
MISS KIND
FROM THE
MISSOULA ORCHESTRA

Best of luck
On your tour
We had a wonderful time
Working with you
Please come back
To Montana
We will have another
Candle – light – concert

In Chicago war endlich richtiges Winterwetter mit viel Schnee und Sonne, während es in Montana immer dunstig gewesen war.

Das Cembalo dort hatte nur Handhebel, keine Pedale, war aber klanglich schön. Um farbig registrieren zu können, musste ich agieren wie ein Affe. Die Übezeiten legte ich auf Mittag und frühen Nachmittag; denn von der ersten Dämmerung an kann im Universitätsviertel kein weibliches Wesen sich allein auf die Strasse wagen: es wird unweigerlich überfallen. Die Studentinnen verlassen die Universität in grossen Gruppen, flankiert von den

männlichen Kommilitonen.

Die Aufseher und Hausmeister in den Universitäten waren überall äusserst hilfreich und freundlich und weigerten sich hartnäckig, für besondere Dienste ein Trinkgeld anzunehmen. (Ebenso hatte der brave Mann in Seattle, der meine Handtasche gefunden und abgeliefert hatte, jeden Finderlohn zurückgewiesen.)

Das Konzert in Chicago fand in der Law School, dem Gebäude für Juristen, statt. In einem wundervollen Saal mit ausgezeichnete Akustik. Da ich den "Gerichtstag" von Couperin auf dem Programm hatte, benutzte ich dies komische Zusammentreffen, um eine kleine Rede zu halten über die Gerichtsbarkeit bei den Minstrels und "Fahrenden Leuten," und die Komik, dass Couperins Stück ausgerechnet im passenden Raum erklinge. Die Amerikaner lieben so etwas, und der Applaus war mächtig.

Das Klima Chicagos wäre ideal, wenn es nicht so entsetzlich viel Schmutz in der Luft gäbe. Frisch gefallener Schnee ist nach einer halben Stunde schwarz. Wenn die Hunde im Garten gespielt hatten, starrten sie vor Russ und die sie streichelnden Hände auch. Dazwischen eine erschreckende Zeitungsnachricht: ein zehnjähriges Mädchen hatte ein Kind geboren! Meine Gastgeber, die ein bildschönes zehnjähriges Töchterchen haben, sind vor Entsetzen von Chicago weggezogen.

Im Übrigen besitzt Chicago das herrlichste Museum, das ich kenne. Nirgendwo sonst sah ich Bilder so ideal gehängt und beleuchtet. Ich erwischte gerade eine aufregende Bacon-Ausstellung, über die bemerkenswerterweise die *Musikstudenten* einen Aufsatz schreiben mussten.

Dann fand ich in der Rockefeller-Memorial-Kapelle einen riesigen Carillon von 72 Glocken mit dem heute wahrscheinlich besten Spieler der

Welt, dem jungen Daniel Robin. Ich bin in den Turm gestiegen, wo er mit unwahrscheinlicher Virtuosität seine wie Schlitten aussehenden riesigen Tasten "schlägt" und auf den enormen Pedalen herumturnt, so dass er schon nach zehn Minuten schweissgebadet ist. Deswegen befindet sich nebenan ein Duschraum. Zweimal in der Woche gibt es ein Carillon-Konzert, bei denen es zu Massenansammlungen vor der Kirche kommt. Robin ist von der Universität angestellt und ist Fakultätsmitglied. Er spielte mir Bachs Geigenchaconne (!) und einige moderne - für ihn geschriebene - Stücke vor. Seine Musikalität und Technik sind unfasslich.

Am Tag nach meinem Konzert begrüßte mich in einem Buchladen ein junger Mann: "Oh, I heard you yesterday in the Law School—a wonderful evening." Darauf folgte ein längeres Gespräch über das Cembalo, an dem sich viele im Laden Anwesenden lebhaft beteiligten. Im Reisebüro rief die Verkäuferin: "Oh, Miss Kind, I heard you in the Law School, I enjoyed it very much." Als ich übte (für die nächsten Programme), erschien ein schüchterner junger Mann: "Oh, I suppose you are Miss Kind. I missed your recital, but am so glad to meet you now." Als ich all dies der Sekretärin des Music Departments erzählte, rief sie vergnügt: "You see, you don't need to kill somebody for getting famous in Chicago." Das war mir für so eine unermesslich grosse Stadt eine merkwürdige und erheiternde Erfahrung.

Von Chicago aus besuchte ich - das erste Mal per Eisenbahn - das altehrwürdige Shimer College am oberen Mississippi. Der ganze Campus im frühen Kolonialstil: roter Backstein mit weissen Säulchen und Gittern. Material und Farbe nahmen sich komisch aus bei der Bibliothek, die als dorisch-griechischer Tempel gebaut ist.

Im Shimer College gab es kein Cembalo. Für solche Fälle hatte ich noch in Berlin alle musikalischen Beispiele für die Vorträge auf Platten

gespielt. Der Abend wurde sehr anregend. Der Campus liegt inmitten einer herrlichen, hügeligen Landschaft am jungen aber schon riesigen Mississippi. Die Luft ist scharf und klar. Das erste Mal in diesem Land habe ich tief und herrlich eine Nacht durchgeschlafen.

An der Bahnstation (Savannah) standen seltsame Gestalten: kleine Mädchen mit langen Zöpfen und riesigen Hauben, in knöchellangen gefältelten Röcken und riesigen Schürzen, ebenso die Frauen, während die Männer altmodisch geschnittene Jacken und ungepflegte Bärte trugen. Alle sahen recht ungewaschen aus. Es ist eine Sekte, die nur trägt, was man vor hundert Jahren getragen hat, die alles Elektrische und überhaupt jeden technischen Fortschritt ablehnt und nie badet; den Namen habe ich vergessen.

Das zweite kleinere aber berühmte College war das Franklin College in Ohio. Das Land dort ist topfeben und liefert ausschliesslich Mais, der baumhoch wächst. Die Studenten waren besonders lebendig; ich hatte ein Lecture über Hindemith und ein Frage- und Antwort-Meeting über die Schweiz und Berlin. Dort stand ein herrliches Cembalo, das sie von Indiana hatten kommen lassen und auf dem ich ein grosses Soloprogramm mit Einführung spielte. Enorm gefielen auch hier Honegger und Mieg, die ich fast in jedem Programm brachte.

Die Universität hatte mich wieder in einem Motel einquartiert. Die amerikanischen Motels haben meist ein riesiges Wohn-Schlafzimmer - natürlich mit Television und Radio - und ein elegantes Badezimmer.

Die nächste Station war Cincinnati, Ohio, wo ich auf dem Flughafen von meinen Gastgebern, meinem guten alten Freund, dem ungarischen Komponisten Jenő von Takacs und seiner Frau, abgeholt wurde.

Cincinnati liegt wie Rom auf sieben Hügeln, ist ein Talmud-Zentrum,

hat die grösste Rabbinerschule Amerikas und auch die meisten Antisemiten. Der Antisemitismus nimmt aber nie aggressive Formen an. Er zeigt sich nur negativ im Gesellschaftsleben, ebenso das Antinegertum. Ich war empört, an Einladungen immer nur Christen und Weisse zu treffen. "Everybody in his ghetto" hatte ein witziger Israeli-Student in Seattle lachend gesagt und dabei an die vielen verschiedenen Viertel in New York gedacht. Es scheint, dass der menschliche Herdentrieb mindestens so gross ist wie der schäfische.

Im Konservatorium erhielt ich einen geradezu triumphalen Beifall trotz des jammervollen Cembalos. Anschliessend gab ich ein Lecture mit Diskussion über Ornamentik. Am nächsten Tag war ein Recital in der Universität in einem pseudo-renaissance Saal, auf dem gleichen elenden Instrument, mit dem gleichen Applaus. Jetzt haben sie dort ein neues, grosses Cembalo angeschafft, das ich im Februar 1965 hätte einweihen sollen. Nach dem Konzert wurde ich stürmisch umarmt von einem "Sohn" und seiner Frau, die ich noch nicht kannte. (Alle meine Studenten behandle ich als meine Kinder, und überall in Amerika sind mir "Söhne", "Töchter", "Schwiegersöhne", "Schwiegertöchter" und "Enkel" um den Hals gefallen.)

Nach Cincinnati begann ein neuer Abschnitt meiner Reise. Jetzt kamen die drei Neger-Universitäten, die mich eingeladen hatten, an die Reihe. Abgesehen vom Beruflichen, ist mir die Erforschung des Negerproblems eben doch einer der wichtigsten Anstösse zu dieser Reise gewesen. Ich wollte möglichst viel von möglichst vielen Seiten darüber hören.

In Kanada existiert sozusagen kein Negerproblem, weil es dort ganz wenige Neger gibt. In den amerikanischen Städten habe ich Neger in schönen Häusern wohnen und in prächtigen Autos (den eigenen) fahren sehen. Aber die Quartiere, wo sich Neger ansiedeln, werden von den

Weissen sukzessive geräumt, angeblich, weil die Neger zuviel Lärm machen. Boden und Häuser verlieren an Wert. Diese arrivierten Neger aber schauen leider ihrerseits wieder auf ihre Elendsbrüder in den Slums herunter - ganz wie die Weissen. Die Geschäfte beklagen sich, dass die Negerkinder so viel stehlen. Was für Negerkinder? Nur die aus den Slums, deren Väter keine Arbeit finden können und dann oft aus Verzweiflung trinken, deren arbeitende Mütter (denn eine Negerin findet immer Arbeiten im Haushalt) sich nicht um die Kinder kümmern können. Unter diesen Umständen würden auch die weissesten Kinder stehlen.

Der älteste Sohn meines Gastgebers in Chicago, d.h. mein "Enkel" - ein siebenjähriger Bub - geht in eine Schule für Schwarze und Weisse. Aber in den Spezialklassen für Begabte sind statt 50 nur 7-8% Neger. Das ist ganz klar: Die Mehrzahl kommt eben aus den Slums, z.T. aus dem Süden, und hat keinerlei Vorbildung, weder kultureller noch zivilisatorische Art. Gemischte Schulen sind praktisch nur dann befriedigend, wenn die Negerlein *vorher* in eine Vorbereitungsschule gehen können. Das Thema habe ich überall angeschnitten; aber es ist kein Geld da. In einigen Staaten gibt es wenigstens Vorbereitungskurse, das hilft auch schon.

Jetzt hoffte ich der Sache von der schwarzen Seite her näher zu kommen. Das Flugzeug nach Atlanta hatte drei Stunden Verspätung wegen Beschädigung. Es war eine elende, verbeulte wenig Vertrauen erweckende Maschine. In Atlanta hatte das Anschlussflugzeug nach Jackson, Mississippi, nicht gewartet - ich übernachtete also in Atlanta. Ein wahnsinniger Schirokko heulte - es war heiss zum Ersticken. Die ganze Nacht liess ich die Aircondition laufen. Wir hatten den dritten März, also noch viel zu früh für diese Hitze. Am anderen Morgen stieg ich nüchtern in das miserabelste, wackligste Flugzeug meines Lebens. Der Sturm tobte weiter.

Fast alle Passagiere waren Luftkrank - selbst die Stewardess hatte ein grünes Gesicht. Niemand bekam auf diesem dreistündigen Flug weder zu essen noch zu trinken, so dass man zuletzt die pure Galle aus den gequälten Eingeweiden würgte.

Mehr tot als lebendig kam ich in Jackson an, wurde aber trotzdem nach dem Foto erkannt von dem hübschen schwarzen Studenten, der mich mit dem grossen Universitätskar erwartete.

Bis dahin hatte ich die Amerikaner als hilfsbereite, freundliche, offene Menschen und - da kaum eine andere Tätigkeit den Charakter mehr offenbart als das Autofahren - auch als rücksichtsvolle Verkehrsteilnehmer kennen gelernt. Aber an der Grenze von Mississippi hört das gute Amerika auf. Hier werden Menschen und Hunde überfahren - hier werden Neger und Weisse, die den Negern helfen, schikaniert und gequält.

Aber nicht mehr lange.

Tougaloo, das erste der Neger-Colleges, wo ich eingeladen war, ist eine geistige Hochburg. Schon äusserlich zeigt es sich als Festung: Der gesamte Campus ist von einem drei Meter hohen Stacheldrahtzaun umgeben. Nicht gegen wilde Tiere, sondern gegen wilde Weisse!

Als ich ankam, war hier kurz vorher ein gesamtamerikanischer Soziologen-Kongress abgehalten worden. Initiator war einer der gütigsten Menschen, die man sich vorstellen kann: Der Soziologe Borinski, Chairman seiner Fakultät, ein ziemlich alter Mann, Pole, der seit 17 Jahren hier lebt und die Seele der Lehrerschaft ist. Er war es, der mir nach meiner Ankunft eine selbstgekochte, stärkende Suppe ans Bett brachte, während zuvor die englische - in Amerika sehr bekannte - Schriftstellerin und Philosophin Elizabeth Sevell mein Bad gerichtet hatte. Weisse Bedienung können sie nicht bekommen. Schwarze wollen sie aus moralischen Gründen nicht, da

sie ja für die schwarze Unabhängigkeit und Gleichberechtigung kämpfen. Und so macht eben jeder alles selbst.

Ich habe dort in einem schönen Haus aus dem 18. Jahrhundert gewohnt, das ein Weisser für seine Braut hatte bauen lassen. Nachdem sie aber gesehen hatte, dass ihr Bräutigam einen Negersklaven schlug, sagte sie sich von ihm los, worauf er aus Gram Selbstmord beging.

Kurz vor mir war Dr. Martin Luther King zu Gesprächen und Vorträgen dagewesen, kurz nach mir der grosse englisch-ungarische Naturwissenschaftler und Philosoph Michael Polanyi.

Die Lehrerschaft besteht zur Hälfte aus Schwarzen; in die andere Hälfte teilen sich Weisse und alle übrigen Rassen. Die Studentenschaft ist schwarz, ausgenommen einige wenige weisse Studenten und Studentinnen, die ihre Solidarität mit den Schwarzen beweisen wollen und von den Südstaatlern tödlich gehasst werden. Das gleiche widerfährt den weissen Dozenten. Die Staaten Mississippi, Alabama, Georgia und Virginia vor allem kompromittieren Amerika.

Am Tage vor meiner Ankunft waren während des Gottesdienstes der lutherischen Kirche eine schwarze und eine weisse Studentin verhaftet worden, nur weil sie diese bestimmte Predigt zusammen hatten hören wollen. Die katholische Kirche in Jackson - aber an anderen Orten wieder *nicht* - nimmt Angehörige aller Rassen auf.

Prof. Polanyi erzählte später, dass während seiner Anwesenheit auch ein schwarzer und ein weisser Student verhaftet worden seien. Der Weisse war in der Haft furchtbar geschlagen worden, der Schwarze nicht; aber man habe ihm während der Haft täglich mit dem Tod gedroht. Wieder ein Beweis, dass die negerfreundlichen Weissen noch mehr gehasst werden als die Schwarzen.

In etwas milderer Form - aber deshalb nicht weniger verwerflich - behandeln andere Länder ihr "Negerproblem." Die Franzosen haben die Algerier, die Deutschen und Schweizer ihre fremden Gastarbeiter.

Kaum jemand weiss, was hier und an anderen Neger-Colleges für ein prachtvolles, stolzes, schönes, intelligentes und gesundes junges Geschlecht aufwächst. Man wird die Auswirkung bald spüren. Durch Verfolgung wird jedes Volk stark und kämpferisch - das sieht man heute an den Israeli. Dr. Martin Luther King wird die Praxis des passiven Widerstandes dennoch fortsetzen. Ich sprach im Herbst in Berlin mit ihm; er ist voller Zuversicht.

Nachdem ich nach Borinski's Suppe aus einem todähnlichen Schlaf durch drei Donnerschläge - Beginn und Ende eines Kurzgewitters - geweckt worden, um sechs Uhr fast den gesamten Fakultätsmitgliedern vorgestellt worden war und am gemeinsamen Nachtessen teilgenommen hatte, erwartete man von mir (nach diesem Reisetag!) ein Recital auf einem winzigen, jammervollen, einmanualigen Cembalo, dessen zwei Pedale bei der kleinsten Berührung abfielen! Ich war immer noch schwach auf den Beinen und leicht schwindlig, hielt aber wenigstens einen Vortrag über die Geschichte des Cembalos und spielte zwei kleine Stücke auf dem Klavier. In den nächsten zwei Tagen versuchte ich mit dem dortigen Organisten, das Cembalo halbwegs instand zu setzen und zu üben und durchstreifte die Gegend. Das Land ist wild und fremd. Alle Bäume - am meisten die riesigen Eichen - tragen zwei bis drei Parasiten; einer davon, das sogenannte spanische Moos, hängt als lange gespenstische im ständigen Wind flatternde Bärte an allen Zweigen und schadet dem Gastbaum offenbar nicht. Die Luft ist ständig erfüllt von dem metallisch schrillen, monotonen Singsang einer scheuen Vogelart, die äusserlich den Amseln ähnlich sieht. Der Wald (alles innerhalb des Stacheldrahtes) ist ein beinahe undurchdringbarer Dschungel -

voller Luftwurzeln, umgestürzter phosphoreszierender Baumriesen und dichtem Gestrüpp. In einer Lichtung legte ich mich ins hohe Gras und schlief ein. Als ich das nachher im Campus erzählte, gab es grosses Entsetzen: Der Wald wimmle von giftigen Schlangen und Pflanzen! Tatsächlich beginnt in Amerika der Urwald oft direkt an der Stadtgrenze, sogar im zivilisierten Princeton, und kaum je geht ein Mensch spazieren. Wir befinden uns hier auf Marokko-Breitengrad, und es war jetzt schon heiss.

Am dritten Tag gelang mir tatsächlich ein Konzert. Es war ein wahrer Eiertanz auf dem auffälligen Instrument.

Mit einer riesigen Beule auf der Stirn, verursacht durch eine automatisch zurückfallende Eisentüre, verliess ich diesen unvergesslichen Ort. Der chinesische Gärtner brachte mich auf den Flugplatz. Nach einem dreistündigen Flug mit herrlicher Sicht auf den Golf von Mexiko - selber abscheulich aussehend - kam ich in der wunderschönen Stadt New Orleans an. Dort herrschte eine fürchterliche Hitze. Der schwarze Dean des Music Departments der Dillard-Universität ging gleich mit mir in ein Geschäft, um Sommerkleider zu kaufen, was ich in Jackson unmöglich ohne Anrempelung durch Weisse hätte tun können.

Der ausgedehnte Campus der schwarzen Dillard-Universität liegt mitten in der Stadt: weisse, spanisch wirkende Gebäude inmitten herrlicher Wiesen und Bäume. Ich war im Gästehaus ausgezeichnet untergebracht und duschte jede Stunde, um der fürchterlichen Hitze halbwegs standhalten zu können.

Die Idee des "Campus" (cité universitaire) als eines abgeschlossenen Bezirkes - oft in einsamen Gegenden, wo nichts Störendes von aussen hereindringen kann, halte ich für ideal zum Studium. Der Student wohnt, lebt, *isst* menschenwürdig und kann sich völlig auf seine Arbeit konzentrieren. In

Europa gibt es viel zu wenig Studentenheime; die jungen Leute verlieren Zeit mit Budensuche, und viele Zimmervermieterinnen missbrauchen die Wohnungsnot der Studenten und fordern unverschämte Preise. Bei den Musikstudenten kommt die Misere des Nichtübendürfens hinzu. In der gar nicht reichen Dillard-Universität liegen an einem langen Flur zwanzig "Zellen" - winzige Kammern, in deren jeder ein Klavier, ein Tisch und ein Stuhl stehen und worin zwanzig Leute gleichzeitig üben können, denn alle Wände sind schalldicht. Zwanzig Übe-Orgeln an manchen Musikschulen sind nichts Besonderes. Unsere europäischen angehenden Organisten sind gezwungen, das Wohlwollen irgendeines Organisten in Amt und Würden zu finden, der sie gelegentlich in seiner Kirche üben lässt.

Trotz der Abgeschlossenheit eines Campus, der zum Beispiel weit weg von einer Stadt liegen kann, (nicht bei der Dillard-Universität) fehlt es den Studenten nicht an Anregung, denn, wie ich schon erwähnte, sind die Universitäten zu Kulturzentren geworden und musikalische und andere Darbietungen meist ausgezeichneter Künstler und Wissenschaftler folgen sich in kurzen Abständen.

In der Kirche stand ein winziges "Do-it-yourself-Cembalo," - im Gegensatz zu Tougaloo tadellos in Ordnung, gebaut und geliehen von einem weissen Kaufmann in New Orleans, Mr. Foster. Ich habe mein Honorar als *fonds* für den Ankauf eines gleichen Instruments zur Verfügung gestellt, und kürzlich schrieb mir der Dean, dass Mr. Foster (den ich damals in diesem Sinne bearbeitet hatte) an einem neuen Instrument für die Universität baue, was mich sehr glücklich macht.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Studenten aller Fakultäten fanden sich pünktlich um 10 Uhr in der Kirche ein, wo ich enthusiastisch begrüsst wurde und ein Frühkonzert gab, teils auf dem Cembalo-Zwerg, teils

auf dem ausgezeichneten Flügel. Die Hitze war so entsetzlich, dass mir der Schweiss in die Augen und über die Handrücken in die Tasten floss. Wir hatten erst den 7. März, und in der Kirche war die Aircondition noch nicht angestellt.

Am Montag hatte ich Lectures und Frage- und Antwort-Meetings von 10-13 und von 15-17 Uhr. Über Mittag ruhte ich und fuhr plötzlich aus dem Bett auf: der mechanische Carillon der Kapelle läutete Beethovens "Freude, schöner Götterfunken!" Ich konnte früher mit dieser Ode Schillers nie viel anfangen; jetzt aber sprach ich zu den metallenen Schlägen innerlich atemlos die Worte dazu, und als ich an die Stelle "alle Menschen werden Brüder" gekommen war, brach ich in Tränen aus. Hier im tiefsten Süden diese Worte! Ich habe nie geglaubt, dass Schillers Dichtung diese reale Kraft ausstrahlen könne. Die gleiche Reaktion hatte ich später in Washington D.C. im Lincoln-Memorial vor den beschriebenen Wänden bei der Stelle: "All men are created equal..."

Gegessen habe ich immer in der Studenten-Mensa. Der Kontakt (das Essen übrigens auch) war grossartig. Hier habe ich keinen einzigen weissen Studenten getroffen.

Am dritten Tag fuhr mich der Dean zum Flugplatz zurück. Wir unterhielten uns über wörtliche Bibel-Auslegungen. Ich sagte - plötzlich schoss es mir so durch den Kopf - da ja Adam aus Erde gemacht, Erde aber braun bis schwarz sei, so müsse Adam notwendigerweise ein Neger gewesen sein! Der Dean begann so zu lachen, dass er bremsen musste und meinte, auf *die* Idee sei noch keiner von ihnen gekommen.

Im Airport Atlanta schlenderte ich gemütlich umher; denn ich hatte - so meinte ich - mehr als eine Stunde Zeit. Ich hatte aber vergessen, meine Uhr vorzustellen, und als ich nach meinem Flugzeug fragte, packte mich ein

schwarzer Uniformierter an der Hand und rannte mit mir quer über den gigantischen Startplatz, an den zischenden, fauchenden, stinkenden und brüllenden Düsenriesen vorbei ans andere Ende des Platzes, und schob mich auf die Gangway, die man gerade wegfahren wollte, in mein schnaubendes, in Startbereitschaft stehendes Flugzeug. Die Stewardessen zogen mich eilig herein - die Tür schloss sich - und wir brausten ab.

Am wenigsten von allen Städten habe ich Washington D.C. kennen gelernt; es war einfach keine Zeit dazu. Nur im Lincoln Memorial habe ich mich tief bewegt eine halbe Stunde aufgehalten.

Kaum je hatte ich eine so schön gelegene schweizerische Botschaft kennen gelernt. Ich wurde sehr herzlich empfangen und sehe noch Botschafter Zehnder und seine Frau vor mir, wie sie eigenhändig Stühle schlepten für mein dortiges Recital. Der grossartige Kultur-Verantwortliche, Dr. Lukas Burckhardt, hatte alles schön vorbereitet und mir ausser dem Recital und Empfang auf der Botschaft (wo sich neue Engagements ergaben) noch ein Lecture in der amerikanischen Universität arrangiert und ein "Ehrendinner" bei sich. Von Schweizer Komponisten habe ich auf der Botschaft Honegger, Oboussier, Stämpfli und Mieg gespielt. Sie alle sind beim Publikum gut angekommen.

Sehr eindrucksvoll mit wundervoll mitgehendem Publikum waren Vortrag und Recital in der Kirche der grossen Howard-Universität für Schwarze. Die Howard-Universität bekommt eine grosse Subvention von Washington und ist reich. Hier studieren auch viele Weisse und Andersfarbige völlig gefahrlos, während die weissen Studenten von Tougaloo wirkliche Helden sind.

Für alle drei Veranstaltungen stand mir ein wundervolles Cembalo zur Verfügung, das eine seinerzeit in Berlin lebende und mit mir befreundete

Amerikanerin - die Pianistin und Cembalistin Maria Stösser - geliehen hatte.

In Cambridge, Massachusetts, wo die berühmte Harvard Universität steht, lebte ich in einer Studentenwohnung. Mein dortiger "Sohn" und seine Frau besitzen zwei Katzen, und meine Haut ist leider katzen-allergisch. Ich wohnte ausgerechnet im Zimmer eines Philosophie-Studenten, der zu jener Zeit gerade in Tougaloo war (!) und erfuhr mit Freude, dass es in Cambridge eine Stiftung gibt, die fortgeschrittene Semester im Sommer nach Tougaloo schickt, um die tapferen Lehrkräfte dort zu entlasten. Ich weiss, dass meine Freundin, die zarte, leidenschaftliche Philosophin Sevell in Tougaloo manchmal fast zusammengebrochen ist unter der Last der Arbeit und der Aufregungen.

Nach der fast unerträglichen Hitze im Süden und dem darauf folgenden Frühling in North Carolina erlebte ich hier einen gigantischen Schneesturm! Über Nacht lag ein halber Meter Schnee auf den Strassen, der jedoch innerhalb weniger Stunden wieder geschmolzen war. Das Harvard-Studenten-Orchester ist ganz grossartig. Ich hatte für Bachs wirklich schweres Tripel-Konzert in a-moll nur eine einzige Orchesterprobe; aber es ist nicht das Geringste danebengegangen. Das Publikum - fast ausschliesslich Studenten - hat gebrüllt und mich wieder eingeladen. Ein befreundeter Kollege aus Boston - der ausgezeichnete Komponist und Cembalist Daniel Pinkham - hatte mir sein Cembalo geliehen.

Die nächste Stadt war Toronto in Kanada. Der grosse Pianist Glenn Gould zeigte mir die Stadt und erzählte, dass es allein im Staat Ontario 200,000 (zweihunderttausend!) - z.T. riesige - Seen gebe! Er fuhr mich auch nach Hamilton, einer sehr kultivierten kleinen Universitätsstadt ca. 70 km von Toronto, wo ich für ein Recital eingeladen war (von Gould veranlasst). Er

blieb sogar, obwohl er als scheuer Einsiedler galt, beim Empfang, den die humanistische Fakultät im herrlichen Hause eines Kunsthistorikers für mich gab, und fuhr mich in der gleichen Nacht wieder nach Toronto zurück. Die beste kanadische Cembalistin, meine Freundin Greta Dentay-Kraus, hatte mir eines ihrer Cembali geliehen und war auch mitgefahren. Überhaupt habe ich drüben in zwei Monaten so viel herzliche Kollegialität erfahren wie in 15 Jahren in Deutschland unter Cembalisten nie.

Am Nachmittag des folgenden Tages stand ich eine halbe Stunde an den tosenden Wassern der Niagara-Fälle und landete nachts in New York. Ich bin ewig dankbar, dass ich vom Flugzeug aus diesen feenhaften und sinnverwirrenden Anblick auf das gigantische, zuckende, flammende, unendlich farbige und bewegte Lichtermeer des nächtlichen New York erlebt habe.

Am anderen Morgen ging es per Bus nach Princeton, wo ich wieder bei einem "Sohn" - der es inzwischen auf Frau und zwei Kinder gebracht hat - wohnen sollte. Da es hier aber nicht weniger als elf Katzen gab, quartierte man mich schleunigst wieder um und zwar in ein winziges Häuschen, wo zwei junge Professoren der Kunstgeschichte und der Musikwissenschaft hausten. Es war sehr anregend und lustig.

Die Universität ist ehrwürdig, und - wie die Harvard Universität - architektonisch nach altenglischem Muster gebaut. Das Publikum aber war - trotz vieler anwesender Professoren - glücklicherweise nicht ehrwürdig, sondern so herzlich und spontan, wie man es nur wünschen kann.

Die Pedale am dortigen Instrument waren so weit voneinander entfernt, dass ich ständig in einer Art Spagatstellung daran sitzen musste, um sie erreichen zu können - und am anderen Tag Muskelkater in den Beinen hatte.

Zum Schluss wieder zurück nach New York, in diese brodelnde

wahnsinnige und so ungeheuer sympathische Stadt. Ich übte für ein letztes Konzert auf einem jämmerlichen, pedallosen Instrument (in ganz New York war zu der Zeit kein besseres aufzutreiben). Dieses Cembalo stand in einem labyrinthischen, riesigen alten Haus am Broadway, ein Ort, der an Romantik die "Music Masters" vom Januar noch weit übertraf.

Engagiert war ich von der feudalen "Swiss Society of New York," der auch der geniale - damals leider abwesende - alte Brückenbauer Dr. Ammann angehört. Danach war ich frei, konnte Freunde treffen, Museen besichtigen und mich umsehen.

In New York grüssen sich alle Taxi-Chauffeure, ob schwarz oder weiss. Nachdem mein Fahrer eben einem schwarzen Kollegen freundlich zugewinkt hatte, sagte ich: "Wenigstens unter den Taxi-Chauffeuren scheint das Rassenproblem nicht zu existieren." "Das hat es bei uns nie gegeben", sagte er. "Bei anderen Leuten scheint es auch besser zu werden", meinte ich. "Es gehört heute zum guten Ton, negerfreundlich zu sein", sagte er, "besonders als der arme Kennedy noch lebte. Aber passen Sie auf - es ist eben bei Vielen nur Fassade." Wie Recht er hatte, habe ich leider oft feststellen müssen.

Was den "armen" Kennedy anlangt, erzählte mir eine Freundin in Washington D.C., die als Journalistin viele Neger-Colleges in den Staaten Virginia und Maryland besucht, dass die Weissen dort die Schwarzen vor allem schikaniert hätten, um den verhassten Kennedy zu ärgern. Nach seiner Ermordung sei es dort plötzlich viel stiller und friedlicher geworden.

Während einer Aufführung am Broadway von *Who's Afraid of Virginia Woolf?* stellte ich befriedigt fest, dass unsere Maria Becker in diesem Stück noch besser ist, obwohl die Aufführung als Ganzes fabelhaft gewesen war.

Am Ostersonntag erlebte ich noch die unendlich komische traditionelle

Hutparade auf der - für jedes Motorfahrzeug gesperrten - 5th Avenue. Die Prachtstrasse ist gespickt mit lächelnden Polizisten, immer ein schwarzer und ein weisser zusammen. Jeder dritte Mensch ist mit einer Foto- oder Filmkamera bewaffnet. Die Frauen und Mädchen in höchster Kriegsbemalung mit den unwahrscheinlichsten Obst, Gemüse und Blumengärten oder Fotos der Beatles und anderer Berühmtheiten auf den Hüten glückstrahlend lustwandelnd, während von Zeit zu Zeit aus der Kirche St. Matthew ernste, schwarzgekleidete Gestalten - Damen mit schwarzen Spitzenschleiern - aus der Messe kommen und sich in den Jahrmarkt mischen. Dazwischen plötzlich eine ältliche Furie, wild gestikulierend, eine weisse Priesterstola über einem (sehr schönen) Pelzmantel, eine weisse Krone auf dem langen, flatternden Haar, durch die Strasse schreitend und mit gellender Stimme Busse predigend. Sie wurde wohlwollend und lächelnd von allen Seiten betrachtet und fotografiert! Stolze Negerväter präsentierten ihre allerliebsten, grotesk aufgeputzten und viel fotografierten kleinen Negerlein. Das Gedränge war unbeschreiblich aber nie grob; nie wurde man richtig gestossen; überall sah man nur lächelnde, vergnügte Gesichter.

Noch etwas typisch Amerikanisches: eine Verehrerin vom ersten Recital in New York her - eine unwahrscheinlich reiche Amerikanerin - wollte mir zum Andenken an Amerika noch etwas "Hübsches" schenken. Auf einem Bummel durch die 5th Avenue kaufte sie mir im elegantesten Geschäft ein Haut-Couture Kostüm mit passenden Blusen, Schuhen, Tasche und Handschuhen! Und ich hätte sie tödlich beleidigt, wenn ich die herrlichen Dinge nicht angenommen hätte!

Amerikaner: Grosszügig, leicht exzentrisch, immer ungeheuer gastfreundlich, herzlich, offen und spontan.

Am 5. April sass ich bei Freunden unter Orangenbäumen am

Mittelmeer, dem vierten Meer dieses Jahres, und genoss den vierten Frühling, während das amerikanische Erlebnis wie eine rückwärtsfliehende Fata Morgana versank.

Streitbrief

*Schreiben an den Vorstand des Schweizerischen Tonkünstlervereins
zur Motivierung meines Austritts;
zur Generalversammlung vom 16. Juni 1945*

Gestatten Sie mir, Ihnen zu Beginn ein Wort von Jakob Burckhardt, das auf die gegenwärtige Situation wie gemacht erscheint, in Erinnerung zu rufen: "Es ist des Höchsten nicht so viel über die Erde verstreut, dass heute ein Volk sagen könnte: wir bevorzugen das Einheimische."

Ich bin ausgetreten aus dem STV, weil ich mich mit dem Vorgehen und der Gesinnung des STV anlässlich des "Radiokrieges" vom Herbst 1944 nicht einverstanden erklären kann. Ich halte es für meine Pflicht den andern Mitgliedern gegenüber, diese Dinge in einigen wenigen Punkten klar- und festzulegen, auch Bezug auf die *ausserordentliche Generalversammlung* vom 2. September 1944 zu nehmen. Diejenigen Musiker, die sich dafür interessieren, können bei mir mein ausführliches Protokoll vom 2. September einsehen. Für die gewissenhafte Aufzeichnung stehe ich - wenn nötig - *eidlich* vor Gericht ein.

Den oben zitierten Satz von Burckhardt und andere gut schweizerische Grundsätze wie „Qualität kommt immer vor Nationalität“ und „Ein Schweizer kämpft fair“ hat der Schweiz.Tonkünstlerverein leider nicht im erforderlichen Masse eingehalten. Für einen Menschen, der nicht nur Schweizer ist, sondern auch schweizerisch *denkt*, ist dies eine betrübliche Feststellung.

Verhalten der Ehrenpräsidenten

Ich erwähne in erster Linie die Ehrenpräsidenten, weil deren enttäuschende Haltung mich zuerst bestimmte, dem STV die Gefolgschaft zu versagen. Sie haben ein Kampfbeispiel gegeben, das nicht die ihrer Position

entsprechende Neutralität gezeigt hat. Herr Dr. Andreae hat sich seines Verhaltens wegen später schriftlich entschuldigt; Herr Dir. Vogler aber hat in aller Öffentlichkeit die damals von ihm einseitig orientierten Gewerkschaften zu einer Kundgebung benützt, ist als *Radio-Sachverständiger* aufgetreten (wann hat er je im Radio dirigiert?!), hat den Gegner persönlich verunglimpft, ohne seine Behauptungen auf den Nachweis ihrer Unrichtigkeit hin zurückzunehmen.

Herr Dir. Vogler weiss, dass ihn heute - nach der Auseinandersetzung mit dem Rundspruch - Jeder straflos der Lüge bezichtigen kann. (Hier muss ich einfügen, dass die Ausführungen des Herrn Vuataz vom 2. September, die der Präsident Herr Martin im Zorn als *mensonge* bezeichnet hat, wohl fundiert und gewissenhaft überdacht und überprüft waren).

Glücklicherweise wurden durch die krasse Unsachlichkeit Leuzingers - als des Sprachrohrs des STV - und durch die Widersprüche, in die er sich und Andere verwickelt hat, unsere Behörden wachsam gemacht, und das Schlimmste ist an ihrer Anständigkeit abgeprallt.

Gewerkschaften

Zwei Tage vor einer Kundgebung vom 15. September hatten sich Arbeiter vormittags frei gemacht - zum Teil Lohnausfall in Kauf nehmend - um den Gewerkschaftsführer, Herrn Schütz, zu orientieren; es konnte natürlich nichts mehr rückgängig gemacht werden. Aber die Gewerkschaften haben den Fall studiert, betrachten die Mitglieder des Studioorchesters in Basel, die sich dem Leuzinger'schen Terror widersetzt haben und Dr. Scherchen die Treue halten, *nicht* als Streikbrecher und haben sie sämtlich in die Gewerkschaft aufgenommen. Der vom VPOD gegründeten "Sektion Musik" bin ich beigetreten, weil der *Chauvinismus* dort keinen Spielraum hat.

Gestatten Sie mir nun, *einige Punkte* aus der *ausserordentlichen*

Versammlung vom 2. September 1944 herauszugreifen:

Widersprüche um den Begriff des "repräsentativsten" Postens

Der Posten des Beromünster Radiodirigenten galt plötzlich als *Schlüsselstellung*, als *repräsentativster Posten der Schweiz*. (Wie die Stellung des Herrn Ansermet - als Leiter von Radio Sottens - zu bezeichnen wäre, wurde verschwiegen). Kurz vorher aber hatte Leuzinger in seinem Brief an Herrn Bundesrat Etter von dem "*relativ bescheidenen Posten*" geschrieben, an den sich ein unsteter Geist wie Scherchen (so unstet, dass er dem Winterthurer Musikkollegium nur 25 Jahre lang die Treue hielt!) nicht binden lassen würde. Wie gerne wären unsere schweizerischen Dirigenten und Solisten "unstete Geister", wenn viele und ehrenvolle Gastspielverpflichtungen sie riefen!

Städtische Tonhalledirigenten zweitrangig?

Zwei Tage nach der Versammlung, am 4. September, schrieb wiederum Herr Tobler in der Neuen Zürcher Zeitung (bei den Journalisten scheinen die Federn weniger frei zu sein als die Gedanken), dass dieser Posten (Beromünster Radiodirektor) in ganz einzigartigem und unvergleichbar extensiverem Masse als je ein Kapellmeister der städtischen Tonhalle (!!) vor dem Ausland, der *offizielle Vertreter der Musik in der Schweiz sei*. Als ob je jemand die Herren Haug und Hofmann über Herrn Dr. Andreae gestellt hätte!!! Dieses Manövrieren erinnert lebhaft an die Taktik mancher Pferdehändler, die ein Pferd verschieden, je nach Kauf oder Verkauf, vorreiten lassen.

Interesse am Radio

Das Wesentliche ist, dass der Radio früher von den Musikern

überhaupt nicht ernst genommen worden ist; um seinen Einfluss auf das Wohl und Wehe unseres Landes kümmerten sie sich kaum.

Gastdirigenten

Herr *Sacher* sagte am 2. September, der Radio brauche keinen Mann, der möglichst viel dirigiere - es brauche einen *Kopf*, der Ideen habe und verwirklichen und organisieren könne. Er, Herr *Sacher* (als dieser *Kopf*) würde deshalb zwar regelmässig aber selten dirigieren und dafür viele Gastdirigenten zuziehen. Nun, neulich liess das Orchester Dr. *Scherchen* durch eine Delegation bitten, er möge doch - wenn möglich - immer *selber* mit dem Orchester arbeiten; sie wollten nicht wieder, der vielen verschiedenen Dirigenten wegen, als schlechtes Orchester gelten. Daraus geht hervor, dass dieses *schwer geprüfte Orchester* nicht einen sich rar machenden "Kopf", sondern endlich einmal einen ständigen *Erzieher* haben will.

Chauvinismus

Herr *Krannhals* wies den Vorwurf, dass der Berufsdirigentenverband chauvinistisch sei, energisch zurück. Darf ich daran erinnern (es mutet freilich wie ein Witz an), dass der Berufsdirigentenverband - anlässlich des *Radiogastspiels* von *Paul Kletzki* vom 19. Juni 1944 im Studio Zürich - bei der *eidgenössischen Fremdenpolizei* eine *Beschwerde gegen das Auftreten des Ausländers* eingereicht hat? Obwohl es immer geheissen hat, als Gastdirigenten seien Ausländer willkommen!

Den schlimmsten chauvinistischen Auswuchs bedeutet wahrscheinlich Herrn *Prof. Cherbuliezs* Zirkularschreiben vom Sommer 1944, das der "befreundete" Musikpädagogische Verband an alle Arbeitsämter geschickt hat und das eine unter dem Motto "zum Schutz der einheimischen Musiker"

getarnte beschämende Polemik gegen Ausländer im Allgemeinen und Flüchtlinge im Besonderen darstellt. Und dies im letzten Kriegsjahr! Es ist unfassbar. (Auszug in der Oktobernummer des Organs des musikpäd. Verbandes).

Wie war es früher

Leider ebenso! Als interessante und aufschlussreiche Lektüre sind die Programme der Zürcher Tonhallegesellschaft von den letzten 25 Jahren zu empfehlen.

Als *Felix v. Weingartner* von 1924-26 in Erlenbach bei Zürich lebte, wurde er trotz der leichten Erreichbarkeit nicht zum Gasdirigieren bei uns aufgefordert. Ebenso wenig war der Tonhallegesellschaft im Jahre 1925 das Gastspiel *Toscaninis* mit der Scala erwünscht; denn sie hätte mit Leichtigkeit die Schwierigkeiten mit der Fremdenpolizei beheben können (Man findet die Beschreibung bei Ernst Isler *Geschichte des Zürcher Konzertlebens*, 2. Heft).

Haupt und Wille der Tonhallegesellschaft ist - wie niemand bestreiten kann - Dr. *Andreae*, Ehrenpräsident des STV. Gegen diese, für unser Land im Hinblick auf den Verkehr mit dem Ausland geradezu gefährliche Einstellung wehre ich mich auf das Entschiedenste. Ich kann es nicht verantworten, einem Verein, der solche Tendenzen vertritt, anzugehören und dadurch mitschuldig zu werden!

Wie aber einmal *eine* Handlung entgegengesetzter Art zum Besten diene, beweist das *Schweiz. Tonkünstlerfest in Winterthur vom Jahre 1935*. Das Ausländertum war nämlich im Jahre 1935 für den STV kein Hindernis, die Gelegenheit zu benützen, um Dr. Scherchen die mühsame Vorbereitung und Durchführung des Schweiz. Tonkünstlerfestes mit dem herrlichen Winterthurer Orchester zu übertragen! Im Jahresbericht heisst es hierüber: "Die Tagung in Winterthur darf als eine der künstlerisch erfolgreichsten

bezeichnet werden.”

Aufnahmebedingungen für Ausländer

Als im Mai des Jahres 1940 der Leiter dieser “erfolgreichsten” Veranstaltung an den STV ein Aufnahmegesuch richtete, wurde dieses im Hinblick auf die Bestimmung in Art. 5, lit. der Statuten, die als Aufnahmebedingung für Ausländer einen ständigen Wohnsitz in der Schweiz *von mindestens 5 Jahren* vorschreibt, *abgewiesen!* Es geht nichts über Korrektheit! Der Brief Herrn Dir. Voglers, des damaligen Präsidenten, schliesst: “Wir hoffen, dass Sie gleichwohl dem *schweizerischen Musikschaffen* Ihr so oft bekundetes und wertvolles Interesse bewahren können.” Als aber Herr Vuataz in seinem Exposé vom 2. September auf die Verdienste Dr. Scherchens um das schweiz. Musikleben während 23 Jahren hinwies, wurde er vom Präsidenten ersucht, *aufzuhören*, (!) (während im Publikum Gelächter und Tumult begannen).

Und

Schon anlässlich der Generalversammlung vom 21. September 1940 beantragte Herr Dir. Vogler schleunigst und eindringlich, dass die Ausländer von jetzt an - um Mitglieder des STV werden zu können - nicht nur 5, sondern 10 Jahre in der Schweiz zu leben haben, d.h. 5 Jahre die Niederlassung besitzen müssen, die man bekanntlich erst nach 5 Jahren ständigen Aufenthaltes in der Schweiz bekommt. Als Motiv gab er die *Gefahr der Überfremdung* an! Der Antrag von Herrn Dir. Gagnebin, der um den Zusammenhang der Statutenänderung mit Dr. Scherchens Aufnahmegesuch wusste, drang nicht durch.

Dir. Voglers “*Sachlichkeit*”

Dieses Vorkommnis wirft ein grelles Licht auf die Sachlichkeit Herrn Voglers. Er war es denn auch, der zusammen mit seinem ehrenpräsidentlichen Kollegen zu Beginn des "Radiokrieges" gegen den *Ausländer* Scherchen, dann aber, als dies bei unserer Behörde nicht verfiel, plötzlich gegen die *Person* Scherchens polemisierte und sich dabei gegen Chauvinismus verwahrte!!! Herr Dir. Vogler war es, der in der Versammlung vom 2. September 1944 die Anwesenden aufforderte, sie möchten *ohne Scheu* (braucht es etwa Mut, einen Abwesenden anzugreifen?) *alles Persönliche über Dr. Scherchen zu sammeln*, bis der Vorstand in Bern mit dem Departement verhandeln würde. Er war es, der pathetisch ausgerufen hat: "dort wird Fraktur gesprochen!"

Wer gibt Herrn Vogler das Recht zum Richteramt? *Wie wäre es, wenn über ihn einmal Fraktur gesprochen würde?!* Er ist bekanntlich die von den Kollegen am meisten angegriffene Musikerpersönlichkeit der Schweiz. Mit Vorliebe wird aber bei uns mit der Faust im Hosensack geschimpft; erst *ein* Musiker hat bisher gewagt, Herrn Vogler direkt, ehrlich und öffentlich seine Meinung zu sagen, nämlich Herr *Kurt Joss*, vor 4 Jahren, was auch, wie Sie wissen, seine Konsequenzen nach sich gezogen hat.

Herr Dir. Vogler möchte den Radio vor einem "Berliner Unterton" retten. Ob die Rettung mit der oben beschriebenen Schweizer Patent-gesinnung gelingen würde, werden viele mit mir bezweifeln.

Eine Berichtigung

Leuzinger hatte an Herrn Bundesrat Etter geschrieben: "die Bemühungen Scherchens um das schweizerische Musikleben datierten erst *aus der Zeit, da er (Scherchen) nicht mehr ins Ausland ausreisen konnte*. (keiner der von Scherchen lange vor dieser Zeit aufgeführten Komponisten fand den Mut - und Anstand - zu öffentlichem Protest).

Ich habe eine vergleichende Statistik der Konzerte von Winterthur und Zürich von 1931 bis 38 vor mir, aus einer Zeit also, während welcher Dr. Scherchen noch Gastspielverpflichtungen in aller Welt hatte. Zwischen 1931 und 38 hat Scherchen *76 Werke von Schweizer Komponisten in der Schweiz* aufgeführt, die *zahlreichen Schweizerwerke*, die er im *Ausland* - zum Teil mit *Schweizer Solisten* - aufführte, *nicht* gerechnet.

Was tut der Schweizer für die Schweizer?

In der gleichen Zeit kommt Dr. Andreae bei viel mehr Konzerten, mit viel grösseren Möglichkeiten, nur auf 36 Schweizerwerke! Diese Zahlen sind für Schweizer Komponisten nicht uninteressant. Bei uns hat tatsächlich - von schweizerischer Seite her - erst die "Pro Musica" bessere Zustände in den Programmen der Tonhallegesellschaft geschaffen.

Soziales Verhalten und Exposé Haug

Über das angeblich unsoziale Verhalten (die Tatsachen wurden gar nicht genügend studiert) eines Ausländers wurde pharisäischer Krach geschlagen; aber ein Exposé des Schweizers *Hans Haug*, das die Rundspruchgesellschaft freigegeben, das der Präsident des Städt. Arbeitsamtes als "*soziale Ungeheuerlichkeit*" bezeichnet, und das die Musiker des *ehemaligen Radioorchesters aufs tiefste gekränkt und gedemütigt hat*, wurde von der Presse und den musikalischen Fachzeitschriften (mit Ausnahme des Organs des Musikerverbandes) beharrlich totgeschwiegen. Sehr verständlich, denn dann hätte die so *bequeme, ungefährliche Hetze gegen den Ausländer mit einem Schlag* eingestellt werden müssen.

Übersetzen?

Herr Baud-Bovy wünschte am 2. September 1944, dass einige Ausführungen übersetzt würden. Antwort *Frank Martin*: zum Übersetzen sei keine Zeit. Die Schreibende fragte am Schluss an, ob der Wortlaut von *Vuatazs* Anträgen (beide ganz kurz) *vor der Abstimmung in beiden Sprachen verlesen werden könne (wie dies in jeder wichtigen Versammlung eines mehrsprachigen Landes Usus ist.)*

Antwort des Rechtsberaters Dr. Streuli

Man befinde sich hier unter kultivierten Leuten, die beide Sprachen verständen (grosses Gelächter über den "guten Witz.")

Dazu ist zu sagen: kurz vor der Versammlung hatte sich ein Zürcher Musiker, dem man weder Bildung noch Kultur absprechen kann, mir gegenüber geäussert, es sei doch sehr mühsam, dass die ganzen Verhandlungen des *Präsidenten* wegen, *der nicht gut deutsch* und der *Welschen* wegen, die schliesslich in der Minderheit seien und *gar nicht deutsch können* (ergo - nach Dr. Streuli - nicht kultiviert sind!!!) auf französisch geführt werden müssten.

Umgekehrt: Leute, die sich einige Zivilisation und Sprachkenntnisse angeeignet haben, sind deswegen noch lange nicht kultiviert, wie die grölenden Nebengeräusche während der Versammlung bewiesen haben.

Der Übersetzungsantrag war umso berechtigter, als der Grossteil der Versammlung bei der Verlesung von Herrn *Vuatazs* Voten gar nicht hingehört, sondern gelacht und sich unterhalten hat. Ist dies vielleicht kultiviert?!

An dieser Stelle sei Dr. Streuli für seine höfliche Belehrung ebenso höflich gedankt!

Jeder von Ihnen weiss (und hätte es am 2. September von Herrn *Vuataz* noch einmal erfahren können), dass der schweiz. Rundspruch *seit jeher einen ansehnlichen Kredit für Zuzüger zur Verfügung hatte und hat.*

Für enorm viele Sendungen genügen 38 Mann, das wissen wir alle. Ich lasse jetzt die *soziale Frage*, die seit dem Exposé Haug sowieso gegenstandslos geworden ist, beiseite. Die war Ihnen im Grunde offenbar nie wichtig.

Herr *Sacher* gab auf meine Anfrage zu, dass er als Radiodirigent vermutlich die 48 Mann nicht in der gegenwärtigen Zusammensetzung, sondern ungenügende Leute durch Bessere ersetzt hätte. Wer garantiert, dass das nicht vielleicht gerade 10 gewesen wären? Und obwohl man während die Qualität der "Ehemaligen" himmelhoch rühmte, akzeptierte Herr Kapellmeister *Denzler* zu Beginn des Theaterdienstes doch nur eine von den 4 Bratschen. Dr. Scherchen aber hat das Orchester in der bisherigen Zusammensetzung belassen, und damit schwächeren Elementen Zeit und Gelegenheit gegeben, sich zu verbessern.

Wäre aber schon damals die Verminderung auf 38 Musiker vorgenommen worden, hätte man jedes Mal, wenn spezielle Instrumente gebraucht worden wären, Zuzüger engagiert. Somit war die ganze Aufregung über die angeblich unzureichende Anzahl von 38 Musikern mit Absicht künstlich gemacht.

Aufstellung

Herr Dir. Vogler hat am 15. September 1944 in der Stadthalle verkündet, die *Aufstellung vor dem Mikrophon* sei *unwichtig*; die Journalisten beliebten von "Radiomärchen" zu schreiben - alle unbelastet von radiophonischer Erfahrung und Wissen. Hat einer von den Herren Musikern - falls sie am Pfingstmontag die ganz besonders erfolgreiche *Egmont-Sendung* aus Basel hörten - *gemerkt*, dass diese Sendung von einem Orchester von nicht einmal 38, sondern von *nur 31 Mann* durchgeführt worden ist?! Diese aber waren nun eben nach besonders sorgfältig ausprobiertem System um

das Mikrophon gruppiert worden.

Arrangieren

Die 48-köpfige Besetzung des ehemaligen Radioorchesters Beromünster ist dadurch gekennzeichnet, dass sie 3 Hörner besitzt, d.h. ewig eines zu viel oder eines zu wenig hat! Ist Ihnen bekannt, dass die 48 sehr viel "arrangiert" gespielt haben? Da Sie mich zwar nicht als Mensch (was für den Kampf übrigens günstig war), aber immerhin als Musiker ernst nehmen müssen - sonst hätten Sie mich ja seinerzeit nicht in Ihren Verband aufgenommen -, werden Sie mir glauben (und es wird Sie interessieren zu hören), dass diese Arrangements säuberlich in das Notenmaterial eingezeichnet sind! Ich habe mir das Vergnügen gemacht, dieses Material in der *Radiobibliothek* *daraufhin anzusehen, um Beweise zu haben.*

Führt man denn bei uns Bach, Monteverdi, Schütz ohne Arrangement auf? Verwenden wir Bassetthörner bei Mozart? Nein, wir spielen Cembalostücke auf Klavier, Gambenmusik auf Cello, Zinkenpartien auf Oboe etc. Das müsste uns doch empören? Haben die Herren Kritiker nie mit ihrem Ohr feststellen können, dass im *Stadttheater* bei Wagner sehr oft statt mit 8 nur mit 4 Hörnern, dass bei den grossen Opern von Richard Strauss mit eingezogenen Stimmen in kleinerer Besetzung als der vorgeschriebenen musiziert worden ist?

Zum Schluss erkläre ich, dass ich diesen Kampf *sachlich* geführt und aus sachlichen Gründen Dr. Scherchen verteidigt habe - übrigens gegen dessen Willen.

Nie habe ich anders gekonnt, als mit ganzer Kraft gegen offensichtliche Ungerechtigkeiten, Unsauberkeiten und unfaire Kampfweise aufzutreten, ohne Rücksicht darauf, ob es mir und meinem Ruf schade oder nicht. So

habe ich es auch gehalten in Berlin im Kampf für meine jüdischen Mitstudenten und antinazischen Lehrer.

Es werden freilich allzu wenig Dinge ohne Berechnung gemacht, so dass es Ihnen offenbar unverständlich erscheint, wenn ein Mensch einen andern ohne persönliche Motive verteidigt.

Ich habe das grosse Glück, Eltern zu besitzen, die gerade *das* verstehen und die gelassen die Angriffe gegen mich ignorieren.

Dies, und meine feste Überzeugung, anständig und nach bestem Gewissen gehandelt zu haben, geben mir den Mut und die Sicherheit, Ihnen gegenüber zu treten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Silvia Kind

Ex-mitglied des STV.

Zürich, den 13. Juni 1945.

Der Nachfolger von Grandma Moses

Ganz Amerika kennt die Geschichte von Grandma Moses, der Bäuerin, die plötzlich – ohne jede Vorbildung – mit 70 anfang zu malen und um deren naive Bilder man sich heute noch reisst. Und der Nachfolger? Ein heute 72-jähriger Irländer. Vor drei Jahren stellte die amerikanische Dichterin Tess Gallagher Blumen und Farben vor ihn hin, und das Ergebnis war ein zauberhaftes Aquarell. Und von da an quillt eine unaufhörliche Flut von herrlichen Bildern aus diesem bescheidenen sympathischen Menschen. Zuerst Blumen, Aquarelle, heute phantastische ausserweltliche Landschaften, deren Ursprünge nicht zu ergründen sind. Viele in Öl heute, aber so unerhört subtil, dass sie wie Aquarelle wirken. Kein Vorbild, kein Einfluss ist zu erkennen. Man steht vor einem Wunder, man ist fassungslos. Das letzte Jahrhundert hat ihn hervorgebracht, und das neue Millennium wird ihn berühmt machen. Die Produktion reisst nicht ab, er scheint Tag und Nacht zu malen. Da sind Hunderte und Hunderte von Bildern. Den ersten Ausstellungen in Belfast und Seattle werden andere folgen. Bei mir hängen ein paar Blumenstücke, und jeden Tag betrachte ich sie mit ungläubigem Staunen. Sein Name ist Josie Gray.

Luftschlösser

Ich trage zwei Luftschlösser mit mir herum:

Musikhochschule

Das eine ist eine riesige Musikhochschule im Sinn eines Campus d.h. dass die einzelnen Gebäude statt für verschiedene Fakultäten für die verschiedenen Instrumentengattungen sind. Sie sind rund um einen grossen Springbrunnen gruppiert. Aus der Vogelschau gesehen wirkt das Gebäude für Tasteninstrumente wie ein geschlossenes Cembalo, dasjenige für Streicher hat die Form einer liegenden Gambe, ein langgestrecktes schmales Haus wie eine Flöte zeigt die Blasinstrumente an. Innerhalb dieser Runde gibt es noch ein grosses Dormitory und ein Haus zum Üben: lauter kleine Kammern mit Klavier, Tisch und Stuhl und Notenständer, ferner drei Räume mit Orgeln und alle, mit schalldichten Wänden. Ein grosser und ein kleiner Konzertsaal, eine Opernbühne und ein grosses Restaurant haben ihr eigenes Gebäude. Überall sind genügend Toiletten vorhanden, so dass es in den Pausen kein Anstehen gibt. Die Opernschule - im Gebäude für Sänger - besitzt eine Probebühne mit den gleichen Massen wie die öffentliche Bühne, wie Felsenstein es sich bauen liess, so dass auch während öffentlichen Aufführungen geprobt werden kann.

Alle Gebäude sind verbunden durch gedeckte Brücken, so dass man bei Regen trocken von einem zum andern gelangen kann. Alle haben ihren eigenen unterirdischen Parkplatz. Alle Lehrgebäude haben einen Dachgarten, halb offen, halb gedeckt, mit Liegestühlen und einer Bar. Ausserdem befindet sich in jedem Stockwerk eine kleine Cafeteria. Auf der Aussenseite der Gebäude - zum Campus gehörig - breitet sich eine grosse Grasfläche mit

Bäumen aus und das Ganze ist umschlossen von einer sehr hohen Mauer, die Lärm von aussen abhält; denn die Anlage ist konzipiert für eine grosse Stadt. Wenn der Komplex auf dem Land errichtet wird, fällt die Aussenmauer weg. Ich könnte mir denken, dass es nur glückliche Studenten darin gäbe!

Eine Prunkvilla für einen Filmstar

Granit und Silber, ein Teich, von dem ein kleiner Bach parallel zum Haus zum vordern Eingang fließt, in ein Bassin. Darüber führt eine schön japanisch geschwungene Brücke zum Hauseingang, der aus einem hohen silbernen Tor mit antikem Klopfer besteht. Auf der einen Seite liegen an einem Korridor abwechselnd Schlaf- und Badezimmer und Toiletten, auf der andern Seite beginnen die Gesellschaftsräume: zuerst der Livingroom, dessen Decke auf Knopfdruck sich hebt und sich oben schräg übers Dach legt. So sitzt man bei schönem Wetter plötzlich in der frischen Luft in Sonnen- oder Mondschein, ohne dass man sich bewegen muss. Am Ende des Hauses, am Teich, liegt die Wohnung des Dienstehepaares. Von der Küche aus werden die Speisen in einem kleinen Motorboot direkt ins Speisezimmer gefahren, von dem eine Tür nach aussen ans Bachufer führt. Ein berühmter Architekt in Berlin war begeistert und bot mir an, meine Skizzen professionell auszuarbeiten. Nein ich war zu faul, sie zu verbessern und ihm zu schicken - das Ende klopft an - Addio schöne Erde!

Gedichte

Traum

Der Himmel war erhellt von einem brennenden Fuchsschwanz,
Der dem Teufel gehörte.
Er stieg wie ein Gestirn am Himmel auf und nieder.
Wenn er hoch am Himmel stand, war die Zeit
Seiner grössten Macht,
Dann brannte der Schweif.
Aber ich verliebte mich in ihn
Zur Zeit seines Niedergangs, als er dunkel und schwach
Auf der Erde lag.

Cuca

1.

Kleine Cuca, wie ein blasser Mond ist Dein Gesicht,
So rund und gelblich zart.
Und sanft sind Deine braunen Augen;
Aber wild und lustig kraust sich über Deiner Stirn ein goldenbraun Gespinst
Und leuchtet auf im Licht wie flüssige Bronze.
Goldbrauner Flaum bedeckt die Wangen auch
Und Glieder Dir.
Hat Deine Mutter - als sie Dich empfing -
Vom goldnen Fleisch der Samoanerinnen wohl geträumt?
Leichtfüssig gehst Du hin auf langen Beinen;
Was kümmert mich die Breite Deiner Fesseln -
Hast Du doch sonst die edle Art des Pferdes.

Kindliche Brüste knospen unter mageren Schultern,
Schön geformt.
Nie will ich mütterlich erblüht sie seh'n -
Oh Cuca; kleine Stute, bleibe so -

2.

Ich ging nach Hause im Dunkeln,
Und neben mir ging die Angst,
Ich rannte und sie rannte mit.
Auf der "Abschiedsbank" sass ich einen Augenblick
Und weinte und weinte.
Zwischen den Sternen blitzte es zuweilen,
Ich spürte die Geister in der Luft.
Und zwischen den Bäumen starrten sie mich an
Mit bösen Augen.

3.

Wie die Erde kocht im Frühling!

Hast Du's je gespürt?

Es zwingt sie Eros,

Er entjagt ihr neues Leben.

Bäuchlings lieg ich auf dem Boden -

Aus der Tiefe brodelts -

Hitze steigt empor -

Ich liege still.

Und jählings überfällt mich Sein Entzücken,

Rast durch meinen seligen Körper -

Einbezogen bin ich ganz

Ins heisse Säftespiel der Erde.

Schwankend steh' ich wieder,

Schwach - und dennoch kräftestrotzend,

Lachend steh' ich: "Erde – Liebe -

Uns zwang Eros!"

4.

Schön ist es neben Dir zu liegen,
Zu fühlen und gelassen zu erwarten
Wie allmählich, aber unaufhaltsam,
Unsre Körper näherkommen, zueinanderdrängen,
Gleichermassen jeder ein Magnet, der zieht
Und jeder auch ein Eisen, das gezogen wird,
Mählich spüren wir einander tiefer,
Nun legst Du Dein Gesicht an meines,
Jetzt rühren Deine Lippen zart an meinen Mund -
Reglos geniessen wir den Augenblick -
Oh, unsre Lippen kennen sich,
Sie spielen miteinander
Und dehnen uns die Heiterkeit der Stunde,
Fangen plötzlich an zu glüh'n
Und ineinander sich zu schieben.
Beginnen nun ein innig unersättlich Ringen,
Das uns entbrennt
Und unsre Heiterkeit in heisse Freude wandelt!
Ströme zieh'n durch meinen Körper,
So, als hätt' ich viele viele Herzen,
Denen glühend sie entspringen
Glühn'der weiterkreisend.
Ich lebe - oh ich lebe, brenne, ströme,
Ins Nahe, Dir hin, Bruder - Liebster jetzt -
Doch weit ins Ferne auch;
Denn unermesslich ist jetzt mein Gefühl

Und schrankenlos und ganz Natur -
Oh immer neue Neugier, wundervoll Erregende,
Oh unaufhaltsam steigernde Erwartung -
Erfülle Dich noch nicht -
Oh daure, ströme fort -
Oh, bleibe, ströme unaufhörlich -

Porträts

Johann Sebastian Bach als Brennpunkt europäischer Musik

Alles, was in der Musik *vor* Bach geschehen ist, scheint wie eine Prophezeiung des Messias, wie eine Vorbereitung auf den Grössten, der alles Bisherige aufnehmen, verarbeiten, zusammenfassen - aber auch wieder ausstrahlen sollte; denn Bach ist *nicht* das *Ende* einer Epoche - wie man so oft uns glauben machen will -, er ist die *Mitte*; er ragt in der Mitte - noch nie erreicht, geschweige denn übertroffen.

Die Künstlichkeit altniederländischer Kontrapunktik ist bei ihm zur Natur, die schweifende Melodik der Gregorianik durch die Bachische Wesenheit fassbar geworden. In ihm haben sich der Humor, das Gemütvolle und die Innigkeit der englischen Virginalisten, das tänzerisch Noble, Geistreiche und Massvolle der Franzosen des "Grand Siècle," die schweifende Phantastik und Virtuosität der barocken Italiener, die düstere "Grandezza" der Spanier, das Musikantische der Böhmen, die Wildheit der Polen, das Kapriziöse der Ungarn, und die Rhythmik der türkischen Janitscharen mit der schwerblütigen Gründlichkeit der Deutschen zu einer überwältigenden Synthese vereint.

Er ist ein Riese in der Mitte der Zeiten, noch nie erreicht, noch nie übertroffen, als Einziger in die Nähe des absoluten Genies aller Zeiten - Leonardo da Vinci - reichend. Ein Werk wie die *Kunst der Fuge* ragt noch immer in einsamer Grösse - gleich fern vom Mittelalter wie von der Neuzeit - die gleiche ungeheure Wirkung auf Kenner wie auf Liebhaber ausübend.

Oscar Bie schreibt in seinem Buch *Das Klavier*: "Dem Michelangelo musste Rembrandt fehlen und dem Rembrandt Monet; aber dem *Bach* fehlt weder Beethoven noch Schumann noch Wagner." Ja, *Bach* braucht weder

nach vor- noch nach rückwärts eine Ergänzung. Wohl aber sind in Bach der letzte Beethoven, Schumann und Liszt. (*Goldberg Variationen*) und sogar Elemente des Jazz (Andante des italienischen Konzerts) enthalten, wie ja überhaupt zwischen Barock und Jazz Parallelen zu finden sind, worüber schon eine ganze Literatur besteht.

In einer Musikgeschichte - um Bach herumgeschrieben - könnte es etwa heissen: Im Jahr 85 vor Bach oder 1600 nach Christus wurde in Italien die erste Oper geschrieben; im Jahre 144 nach Bach fand die zweite Aufführung der *Matthäuspassion* unter Mendelsohns Leitung statt; im Jahr 288 nach Bach entstand Strawinskys *Le sacre du printemps* etc.

Wie konnte Bach der grösste Abendländer unter den Musikern sein, da er doch seiner Lebtag sesshaft in Deutschland geblieben war? Nun, erstens war es mit der Sesshaftigkeit Bachs nicht weit her; er reiste gehörig in Deutschland herum, sowohl allein von Jugend an als auch als Begleiter verschiedener Fürsten. Und im Deutschland seiner Zeit fand er ganz Europa: Berlin, München, Stuttgart, Augsburg, Dresden, Wolfenbüttel, Kassel, Braunschweig waren völlig italianisiert; von italienischen Orchestern und Sängern wurden unter italienischen Kapellmeistern italienische Opern aufgeführt. Bach pflegte oft mit Friedemann - dem ältesten und begabtesten Sohn - nach Dresden zu fahren, um mit Vergnügen die "welschen Liederchen" anzuhören. Es ist aufschlussreich, sich daran zu erinnern, dass die konservativen Mühlhausener Pietisten den 23-jährigen Kapellmeister Bach zwangen, seinen Abschied zu nehmen, weil sie empört waren über den - allerdings unleugbaren - *italienischen* Stil seiner Kantaten und seinen Opernstil in der Kirche. Bach hatte bezeichnenderweise als seinen ersten Kantaten-Textdichter Neumeister gewählt, der erklärt hatte: eine Kantate sei nichts anderes als ein Opernstück. Das trifft für alle weltlichen, aber auch für

viele geistlichen Kantaten Bachs zu.

Ganz Europa - zum Teil auch Russland - waren von italienischer Musik förmlich überschwemmt; die neapolitanischen, florentinischen und venezianischen Findelhäuser - Konservatorien genannt - wo begabte Waisenkinder in der Musik ausgebildet wurden, sorgten für den ungeheuren Bedarf an italienisch geschulten Musikern. Grosse Komponisten wie Alessandro Scarlatti, Sacchini, Jomelli, Galuppi u.a. unterrichteten an diesen Konservatorien, und Schriftsteller wie de Brosses und Dr. Charles Burney berichten anschaulich über diese berühmten Schulen und deren Konzerte. Die Erziehung der Kinder wurde von einigen aristokratischen Familien finanziert und sollte heute nachgeahmt werden. In Darmstadt waltete Vivaldi, in Stuttgart Jomelli als Konzertmeister und Erzieher.

Friedrich der Grosse wollte zwar nur deutsche Musik aufführen, er übersah (oder überhörte) aber, dass "sein" Graun, "sein" Quantz völlig italianisiert waren, fast wie Hasse, der als "il sassone" - als Sachse - in die Musikgeschichte einging und italienischer als ein Italiener war. Dass aber andere Leute als Italiener *singen* könnten, war für Friedrich undenkbar. Als man ihm statt der gewohnten italienischen einmal eine deutsche Sängerin vorschlug, sagte er: "Eine deutsche Sängerin?! Ich könnte eben so leicht erwarten, dass mir das Wiehern meines Pferdes Vergnügen machen würde."

Es war erst die berühmte Schmeling - später la Mara -, die er allerdings anerkennen musste.

Diese galante und theatralische Kompositionsmanier, der schon Keiser in Hamburg huldigte, als Bach als Jüngling dorthin kam, um sowohl die Oper als auch den alten Reinken - also die alte *und* neue Schule - zu hören, diese Manier stellen wir uns immer als eigentlich nachbachisch vor. In Wirklichkeit wirkte alles friedlich nebeneinander. Bach war mit Hasse sehr befreundet; er

schickte seinen Sohn Friedemann für seine musikalische Ausbildung zum italianisierten Graun; der Protagonist französischer Musik-Telemann, fast mehr Franzose als Deutscher, überschwänglich gefeiert zu seiner Zeit - war Pate von Philipp Emmanuel Bach. Johann Sebastian Bachs zweitem Sohn.

Denn auch französische Zentren gab es in Deutschland: Im 17. Jahrhundert war Georg Muffat (Schüler von Lully) ein Protagonist für französische Music in Deutschland und vor ihm hatte Froberger den französischen Suitenstil dort eingeführt. Am Hof von Celle war die Pflege französischer Musik eine alte Tradition. Auch dorthin kam Bach oft als Schüler von Lüneburg her. Man vermutet, dass er als Geiger aushilfsweise bei Hofkonzerten zugezogen worden ist. In einem Brief an Forkel, mit dem wir uns noch beschäftigen werden, schrieb Carl Philipp Emmanuel Bach von seinem Vater: "In seiner Jugend bis zum ziemlich herannahenden Alter spielte er die Violine rein und durchdringend...er verstand die Möglichkeiten aller Geigeninstrumente vollkommen."

Völlig französisch waren ferner Sorau, Hannover und Eisenach, Bachs Geburtsstadt. Der berühmte Pantaleon Hebenstreit herrschte über das dortige Orchester und war als Virtuose auf dem Hackbrett unvergleichlich, das er zur Vorstufe des Hammerklaviers, dem so genannten "Pantalon," entwickelt und damit die Welt klanglich auf das Hammerklavier vorbereitete.

Es ist bemerkenswert für die Zeit, dass der Deutsche Händel mit seiner Familie französisch korrespondierte und im Übrigen ein fürchterliches Kauderwelsch von Englisch, Italienisch, Französisch und Deutsch sprach. Alle diese verschiedenen Stilisten lebten - wie ich schon bemerkte - tolerant nebeneinander, während sich heute Elektroniker, Serielle, Zwölftöner, Atonale und Tonale zum Teil recht unfreundlich behandeln und sich sektiererisch voneinander absondern.

Ich nannte unter den französischen Hofhaltungen Sorau, ein Ort zwischen Frankfurt a.d. Oder und Breslau. Dort war Telemann von 1805 an vier Jahre Kapellmeister beim Grafen Erdmann von Promnitz, an dessen kleinem aber glänzenden Hof ausschliesslich französische Musik gemacht wurde und wo Telemann hundert französische Ouvertüren pro Jahr schrieb! Dieser Hofstaat begab sich zuweilen für einige Monate auf die Güter des Grafen nach Pless und Krakau, und dort lernte Telemann - und durch ihn Bach - die polnische Musik und auch die der Hanacken "in ihrer wahren, barbarischen Schönheit" - wie er schrieb - kennen. In einer Selbst-biographie schreibt Telemann: "Man sollte kaum glauben, was dergleichen Pfeiffer und Geiger für wunderbare Einfälle haben, wenn sie - so oft die Tanzenden ruhen - fantasieren. Ein Aufmerkender könnte von ihnen in acht Tagen Gedanken für ein ganzes Leben erschnappen." Ich möchte hier anführen, dass Telemann dreimal in seinem langen Leben Selbstbiographien schrieb, während sowohl Bach als auch Händel nicht einmal auf Matthesons Bitte um biographisches Material für seine "Ehrenpforte" - dem damaligen "who is who" - geantwortet haben.

Aber sehen wir uns weiter um im musikalischen Deutschland, das meistens italienisch oder französisch war: ich weise auf Mannheim; denn die quasi Errettung von der allmächtigen Italianità kommt den Deutschen nun von den wunderbar musikalischen slawischen Grenzvölkern, den Polen und den Böhmen. Johann Stamitz, der nur sieben Jahre nach Bach starb, Franz und Georg Benda, Gluck - sind Böhmen. Der Musikunterricht in den böhmischen Dorfschulen war berühmt; Charles Burney beschreibt ihn anschaulich, Stamitz und Gluck haben ihn genossen. Die instrumentale Musik verdrängt seit dem berühmten Mannheimer Orchester die vokale Oberherrschaft der Italiener.

Es ist also klar, dass Bach, um europäische Musik kennen zu lernen, es gar nicht nötig hatte, Deutschland zu verlassen. Ausserdem hatte er sich schon als kleiner Knabe die besten Werke von Frescobaldi, Froberger, Pachelbel und Couperin abgeschrieben. Ich erinnere an die rührende Geschichte, wie der kleine Sebastian mit seinen kleinen Händen das verbotene Heft durch die Gitterstäbe des Schrankes erwischt und in mond hellen Nächten kopiert hat und es dann doch dem verständnislosen grossen Bruder, der die Waise aufzieht, zurückgeben muss.

Dass die Klavierwerke und der Stil der älteren Franzosen und Italiener nach Deutschland kamen, ist Froberger zu verdanken. Froberger ist nicht nur ein echter Europäer sondern auch ein musikalischer Kosmopolit. Im Jahr 1637 (oder 48 vor Bach) ist er, 21-jährig, in Rom Schüler Frescobaldis, dessen Toccaten und Spielmanier (von Frescobaldi schriftlich niedergelegt in der Vorrede zu den Toccaten) er nachahmt; in London feiert er Triumphe; in Paris, wo er ein Jahr bleibt, eignet er sich den französischen Suitenstil an. Von Frankreich bringt er auch die Aufführungspraxis der dort so beliebten "tombeaux" (musikalische Grabmäler, eine Art Toccaten) mit und schreibt; "Lequel se joue fort lentement - à la discrétion - et sans observer aucune mesure."

Der italienische Virtuosengeist und französische Charme rücken der deutschen Organistenwürde zu Leibe (wie Romain Rolland *Musikalische Reise ins Land der Vergangenheit* es ausdrückt; die völlige Verschmelzung gelang erst Johann Sebastian Bach. Adlung - jüngerer Zeitgenosse Bachs - sagt in seiner *Anleitung zur musikalischen Gelahrtheit* (17 Jahre nach Bachs Tod): "Frobergern hat der selige Bach jederzeit hochgehalten, ob er gleich etwas alt" (das "alt" bezieht sich auf Froberger und will sagen: etwas altmodisch).

Das europäische Bild Bachs wird erst vollständig, wenn wir uns mit seiner Abstammung beschäftigen, die immer nebensächlich behandelt, oft sogar ignoriert oder bezweifelt wird: Bachs Ur-Urgrossvater ist *Ungar* gewesen. "Nr. 1 Vitus Bach, ein Weissbäcker aus Ungarn, hat im 16. Saeculo der lutherischen Religion halber aus Ungarn ausreisen müssen", heisst es in der Bach-Genealogie, der *Beschreibung des Stammbaums der Musikalisch-Bachischen Familie*, die Carl Philipp Emmanuel Bach an Forkel schickte, und deren Beginn - eben jener zitierte Satz - von Johann Sebastian Bach selbst stammt. Einige Musikologen möchten zwar, dass die Bachs einst als Deutsche nach Ungarn ausgewandert und nur wieder rückgewandert seien, können aber gar nichts belegen. Besseres kann einem Musiker doch gar nicht passieren, als wenn er ungarisches oder böhmisches Blut hat! Bezeichnend ist auch, dass die *Geschlechtstafel des berühmten Kapellmeisters Bach in Hamburg* (nämlich Carl Philipp Emmanuel Bachs) 34 Jahre nach Bachs Tod nicht etwa in Deutschland, sondern in Pressburg bei Koralinski erschienen ist und worin die Auswanderung eines Bach aus Ungarn vorkommt, nicht aber eine Einwanderung, und wonach obiger Vitus Bach in Pressburg ansässig gewesen und ein Haus besessen hat, das die heutige Regierung hat abreißen lassen. Entfernte Verwandte Johann Sebastian Bachs hatten noch regen verwandtschaftlichen Verkehr mit den Bachs in Pressburg. Ein Vetter hatte seine Söhne in Ungarn verheiratet und starb in Ofen.

Von diesem ungarischen Bäcker Vitus Bach an, der während des Klapperns der Mühle seine Zither spielte, zieht sich eine Dynastie von ausgezeichneten Musikern - die auch meist musikalische Frauen heirateten - 200 Jahre hin, bis sie als Folge einer musikalischen Zuchtwahl in Johann Sebastian gipfelt und nach der darauf folgenden Generation sich erschöpft

hat, nur der Dynastie der Couperins - bis zum Höhepunkt François le Grand - vergleichbar.

Von dieser ungarischen Abstammung her erklärt sich nun Manches. Z.B. werden die schwarzen Haare (als jung trug Bach keine Perücke) und schwarzen Augen nebst der bräunlichen Gesichtsfarbe hervorgehoben. (Diese Farbe war echt, Sonnenbäder waren damals nicht Mode). Der Vater Ambrosius hat auf dem Bild ein recht magyarisches Gesicht und Bachs Jugendbild aus dem Erfurter Museum wirkt auch dunkel und fremd, ebenso die Gesichter Friedemanns und Johann Christians, welcher letzterer am meisten dem Vater gleicht (mit der hochgezogenen linken Augenbraue!).

Dann werden auch die berühmten Bachischen Familientage, die mit einem Choral zu beginnen, aber mit derben Liedern, enormem Lärm und Gelächter zu enden pflegten - verständlicher. Solche Ausgelassenheit, die kopfschüttelndes Aufsehen in kirchenmusikalischen Kreisen erregt hat, war nämlich schwer zu vereinbaren mit der deutschen Kantorenwürde, während die Ungarn von jeher zu den geselligsten und fröhlichsten Völkern gehört haben. Nicht einmal die rote Diktatur hat diese Fröhlichkeit brechen können. Bach war übrigens nicht gern Kantor und hatte sich um die Stelle in Leipzig schweren Herzens und nur aus finanziellen Gründen beworben. Eine enorme verwandtschaftliche Anhänglichkeit findet man übrigens immer am ausgeprägtesten bei Heimatvertriebenen, wie es die Bachs ursprünglich waren. Die Annahme, dass sie aus Thüringen nach Ungarn ausgewandert seien, ist reine Hypothese geblieben, vermutlich einem Wunschtraum entspringend.

Auch Johann Sebastian Bachs Gastfreundschaft übersteigt alle deutschen Masse. Carl Philipp Emanuel schreibt, dass sein Vater kaum je zu schriftlichen Äusserungen und auch kaum zur nötigsten Korrespondenz

gekommen sei, "weil sein Haus einem Taubenhaus und dessen Lebhaftigkeit gliche." Ein Mensch, in dessen Haus es von Gästen wimmelt, muss Geld ausgeben. Lediglich auf Grund eines Briefes an den Vetter Elias Bach in Schweinfurth, worin sich Bach höchst missmutig für ein geschenktes Fässchen Most, das unterwegs halb ausgelaufen war und wofür Bach noch hohe Zoll- und Frachtkosten hatte zahlen müssen, bedankt hat, wird er als sorgsam sparender Familienvater hingestellt. Tatsache ist, dass nach seinem Tod kaum Geld im Hause war und die prächtige Anna Magdalena als Almosenfrau endete. Es scheint noch nie richtig untersucht worden zu sein, warum der reiche jüngste, von Mozart bewunderte, arrogante Sohn Johann Christian seine Mutter nicht unterstützt hat.

Ferner stimmt es nicht ganz mit der deutschen Gründlichkeit überein, dass Johann Sebastian seinen Urlaub von Arnstadt einfach ohne Entschuldigung um zwei Monate überschritten hat, oder wenn er keine Lust zum Unterrichten hatte, es einfach nicht tat.

Oft hat er aber dafür vorgespielt. Gerber, dessen Vater Bachs Schüler gewesen war, berichtet in seinem *Historisch-Biographischen Lexikon für Tonkünstler*: "Das wohltemperierte Clavier hat ihm Bach mit seiner unerreichbaren Kunst dreimal durchaus (d.h. vollständig) vorgespielt, und mein Vater rechnete dies unter seine seligsten Stunden, wo Bach - unter dem Vorwande, keine Lust zum Informieren zu haben - sich an eines seiner vortrefflichen Instrumente setzte und diese Stunden in Minuten verwandelte."

"An eines seiner vortrefflichen Instrumente" - hier muss man sich wieder über die Ungenauigkeit der Alten ärgern. Hätte er gesagt einen seiner vortrefflichen Flügel, d.h. Cembalo oder Clavier (Clavichord), wären wir viel weiter. Das Clavichord wird allerdings in früheren Zeiten mit "Instrument" schlechthin bezeichnet, aber andere Tasteninstrumente auch, und Schubarth

braucht Clavier für Cembalo *und* Clavichord, und "Flügel" oft für Hammerklavier. Dieser ganze Namenskomplex ist immer noch reichlich unklar und missverständlich.

Die Gründe, warum Bach in Weimar eingesperrt war, sind nicht hinreichend erklärt. Die Lust zum Herumreisen und ein gewisses unruhiges Blut, das sich bei Bach bis Leipzig zeigt und das bei Friedemann und Johann Christian im Übermass hervortritt, aber auch sein köstlicher Humor, scheinen ein Erbteil eines berühmten Vorfahren, dessen Portrait Carl Philipp Emmanuel bewahrte, zu sein. Es ist Hanns Bach, ein richtiger *Narr* mit Pritsche, Schellenkappe und Geige - wahrscheinlich ein Urgrossonkel. Es gibt in der ehemals Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart eine *Historie von dem am Hof der Herzoglichen Ludwig'schen Wittib befindlichen Hanns Bach*, der wegen seiner Tracht (herunterhängende Narrenkappe die aussah wie die Kapuze eines Geistlichen) für einen Geistlichen gehalten und von den Vorstehern der Reichsstadt Weil bei seiner Durchreise frei gehalten und tractiret worden. Bach soll danach seine Narrenkappe mit den Eselsohren wieder aufgesetzt und gesagt haben: "Ihr seid grössere Narren als ich." Mit seinen Spässen und seiner Geige soll er im ganzen Land unendliches Vergnügen bereitet haben.

Es stimmt nicht, dass bei Lebzeiten und kurz nach dem Tode Bachs niemand seine Bedeutung als Komponist erkannt hätte. Freilich galt er vor allem als grosser Virtuose. In dieser Hinsicht hat Albert Schweitzer so gross auch seine Verdienste um Bach sind, einiges Unheil angerichtet, indem er empfahl, Bach langsam zu spielen. Ganz abgesehen davon, dass ein Virtuose nicht just um seiner *langsamen* Tempi willen berühmt sein kann, wissen wir von den Söhnen, dass Vater Bach sehr lebhaftes Tempi zu nehmen pflegte. Was Charles Burney, dessen Geschmack völlig italienisch

war, 1772 über Bach schreibt, ist bemerkenswert: "Denn dieser ehrwürdige Musiker, dem *niemand in Bezug auf Können und Erfindung gleichkommt*, dachte, es sei nötig, mit beiden Händen so viel Harmonie zusammenzuraffen, als man packen könne. Zweifelsohne hat er mit diesem System die Melodie und den Ausdruck geopfert." (!!)

Im Gespräch mit Marpurg erfuhr Burney, dass Bach in sich die Talente von vielen grossen Männern vereint habe: tiefe Gelehrsamkeit, einen fruchtbaren und lebhaften Genius, einen beweglichen und lebhaften Geschmack und die mächtigste Faust, die vorstellbar sei. (Spannweite der linken Hand: eine Duodezime, während die Mittelfinger trillerten!) Quantz erzählte ihm, dass dieser "bewunderungswürdige Musiker das Orgelspiel zur höchsten Vollkommenheit" gebracht habe. Und hier der Abschnitt über Johann Sebastian Bach aus Daniel Schubarth, des letzten deutschen Musikästheten des ausgehenden 18. Jahrhunderts und einer der merkwürdigsten und heute schmählich vergessenen Deutschen. Ein Abschnitt aus seinen *Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst*, der wahrhaft prophetisch anmutet:

"Johann Sebastian Bach, unstreitig der Orpheus der Deutschen, unsterblich durch sich, und unsterblich durch seine grossen Söhne. Schwerlich hat die Welt jemals einen Baum gezeugt, der in einer Schnelle so unverwesliche Früchte trug wie dieser Zedernbaum. Sebastian Bach war Genie im höchsten Grade. Sein Geist ist so eigentümlich, so riesenförmig, dass *Jahrhunderte* erfordert werden, bis er einmal erreicht wird." (Für diese Erkenntnis allein verdiente Schubarth - ein Freund Friedemanns - selber die Unsterblichkeit). "Er spielte das Clavier (Clavichord), den Flügel (Hammerklavier) und das Cymbal (Cembalo) mit gleicher Schöpferkraft, und in der Orgel - wer gleicht ihm? Wer war ihm je zu vergleichen? Seine Faust war gigantisch. Er griff z.B. eine Duodezim mit der linken Hand und colorierte

mit den mittleren Fingern dazwischen. Er machte Läufe auf dem Orgel-Pedal mit der äussersten Genauigkeit, zog *die Register so unmerklich durcheinander*, dass der Hörer fast unter dem Wirbel seiner Zaubereien versank." Aus diesem Grunde erleichteten die Hörer vermutlich und nicht - wie Forkel schreibt - weil Bach alle Register zog, (was jeder Idiot kann), um die "Lunge" der Orgel zu prüfen. "Seine Faust war unermüdet und hielt tagelanges Orgelspiel aus. Er spielte das Clavier ebenso stark (gut) als die Orgel und umschrieb alle Teile der Tonkunst mit atlantischer Kraft; der komische Stil war ihm so geläufig wie der ernste. *Er war Virtuose und Komponist in gleichem Grade*. Was Newton als Weltweiser, war Bach als Musiker. Die Bach'schen Clavierstücke sind nicht Übertragungen aus anderen Instrumenten, sondern wahre Clavierstücke; er verstand die Natur des Instruments ganz. Seine Sätze *stärken die Faust und füllen das Ohr*." (Ein herrlicher Satz!) Hier möchte ich für die "Puristen" einen Bericht über Friedemanns Orgelspiel anfügen: „Er machte Triller und Ornamente mit den Füssen und *wechselte die Register, ohne sein Spiel zu unterbrechen*." (!) Ich betone, dass Schubarth kein abstrakter Ästhet war, sondern als hervorragender Musiker und Klavierspieler bekannt war. Umso mehr Gewicht hat diese Feststellung. Die barocken Musiker waren sicherlich keine Puristen!

Etwas vom Wichtigsten in der Bachforschung scheint mir die Auffindung zweier Briefe von Carl Philipp Emmanuel Bach an Forkel durch den 1966 im 93. Altersjahr verstorbenen grössten deutschen Musikologen Max Schneider zu sein. Ich möchte einige Punkte, die Forkel in seiner Bachbiographie *nicht* benutzt hat, herausgreifen:

"Wenn ich einige (nota bene nicht alle) Clavierarbeiten ausnehme - wo er den Stoff dazu aus dem Fantasieren am Clavier hergenommen hat -, so

hat er das Übrige alles ohne Instrument komponiert, jedoch nachher auf selbem probiert. (was auch Hindemith praktiziert und verlangt hat: wir Schüler mussten während des Unterrichts schreiben ohne Instrumentenhilfe und nachher wurde alles in der richtigen Besetzung durchgespielt; siehe „Hindemith“, S. 114) Es handelt sich bei diesen Stücken, „wo er den Stoff aus dem Fantasieren am Clavier hergenommen hat,“ um die Toccaten, Fantasien, und die *Chromatische Fantasie und Fuge*, die Friedemann mit folgenden schlechten Vers an Forkel geschickt hatte:

“Anbey kommt an etwas Musik von Sebastian
sonst genennet Fantasia chromatica
bleibt schön in alle Saecula”

Seltsam, dass ein so grosser Musiker einen so miserablen Versrhythmus hat! Friedemann erzählte Forkel auch, dass die freien Improvisationen seines Vaters meist in der Art der *Chromatischen Fantasie und Fuge* gewesen seien, jedoch noch viel freier und grossartiger (schwer vorstellbar)

“Das reine Stimmen seiner Instrumente sowohl als des ganzen Orchesters was sein vornehmstes Augenmerk.” (Es gibt noch heute Leute, die glauben, zu Bachs Zeiten habe ein Orchester nie sauber gestimmt!) Die Rangierung eines Orchesters verstand er ganz vollkommen. Jeden Platz wusste er zu nutzen. Jede Ausnahme (er meint akustische Ausnahme) was den Ort anlangte, wusste er beim ersten Anblick.” Ich erinnere an die merkwürdige Episode - die auch Forkel bringt -, wie Bach ein akustisches Kunststück in der Berliner Oper beim blossen Hinsehen bemerkt.

“In seiner Jugend bis zum ziemlich herannahenden Alter spielte er die Violine rein und durchdringend und hielt dadurch das Orchester in grösserer Ordnung als er mit dem Flügel hätte ausrichten können.” (Also die gleiche

Praxis, die das Mannheimer-Orchester, dann Johann Strauss und heute die Festival Strings anwenden.)

“Man hat viele abenteuerliche Traditionen (wir würden sagen “Anekdoten”) “von ihm. Wenige (d.h. einige) davon mögen wahr sein und gehören unter seine jugendlichen Fechterstreiche. Der Selige hat nie davon etwas wissen wollen, und also lassen sie diese komischen Dinge weg.” Carl Philipp Emmanuel betont, dass der Selige nichts davon habe wissen wollen - dann sind sie also vermutlich wahr, und es war Bach peinlich, sie vor seinen Söhnen preiszugeben. Was für ein Jammer! Diese Geschichten würden das starre statuarische Bachbild, das im Lauf der Zeiten konstruiert wurde, auflockern helfen, würden vielleicht auch die Verhaftung in Weimar ganz klären und Bach noch liebenswerter und menschlicher machen.

Die Grösse von Bachs Europäertum wurde in Deutschland nicht unbedingt geschätzt. Der alte Goethefreund Zelter nämlich regt sich sehr auf, dass Bach dem Einfluss des Couperin nicht entgangen sei. Er möchte “das elegante Flittergold” (er meint damit die Ornamentik) das auf das Konto der welschen Kunst komme, von seinen Werken abheben, “damit der wahre deutsche Bach darunter erscheine.” “So habe ich für mich”, schreibt er an Goethe, “seine Kirchenstücke zugerichtet, und das Herz sagt mir, der alte Bach nickt mir zu.” Schauderhaft! Immerhin tat er das für sich allein, während später ganz andere Leute ihre verwünschten Bearbeitungen - lies Verhunzungen - sogar drucken liessen.

Trotzdem - in einem andern Brief an Goethe - schreibt Zelter etwas intuitiv Grossartiges: “Alles erwogen, was gegen ihn (Bach) zeugen könnte, ist dieser Leipziger Kantor eine Erscheinung Gottes, *klar*, doch *unerklärbar*.”

Und Zelters grösstes Verdienst ist es, dass er seinem jungen, genialen Schüler Felix Mendelssohn auf dessen Drängen seine Singakademie

überliess für die Aufführung der Bach'schen *Matthäuspassion* überliess - nicht ohne zuerst etwas von "jungen Rotznasen, die sich alles zutrauen", gebrummt zu haben (Mendelssohn war immerhin 20 Jahre alt). Wir kennen die Unterhaltung zwischen Devrient (der später einer der grössten Schauspieler und Freund E.T.A. Hoffmanns wurde) und Mendelssohn nach dem Besuch bei Zelter: dass nämlich gerade etwa 100 Jahre seit Bachs Erstaufführung der *Matthäuspassion* verstrichen, und dass, damit diese Passion wieder ans Licht käme, ausgerechnet ein Komödiant und ein Judenjunge - wie Mendelssohn vergnügt betonte - dazu nötig seien! Leider vergisst man diese Tatsache immer von Zeit zu Zeit.

Bach wird oft mit dem grossen deutschen Philosophen Leibniz in Verbindung gebracht, vor allem mit dessen berühmtem Satz: "*Musica est exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi*" (Musik ist eine okkulte arithmetische Übung der ihres Zählens unbewussten Seele.) "Es ist nämlich" sagt Leibniz, "ein Irrtum zu glauben, dass nichts in der Seele geschieht, als dessen die Seele sich auch *bewusst* ist" (Dieser Satz enthält schon moderne Psychologie.) "Ich meine also," fährt Leibniz fort, "wenn auch die Seele sich *nicht bewusst* ist, dass sie zählt, so empfindet sie doch dieses unbewussten Zählens Wirkung, d.h. die daraus resultierende Lust an den Konsonanzen und die Unlust an den Dissonanzen. Auch Dissonanzen erregen zuweilen unser Gefallen und werden zwischen die süssen konsonanten Klänge wie Schatten zwischen Ordnung und Licht gesetzt, damit wir nachher umso mehr Freude an der Ordnung haben. Es ist nicht unmöglich, dass es irgendwo Wesen gibt, die mehr musikalische Empfindsamkeit als wir Menschen haben und an musikalischen Proportionen Freude empfinden, von denen wie weniger berührt werden" (ein dunkler und unheimlicher Satz.)

Die Sentenz von der unbewusst zählenden Seele wird im Hinblick auf Bach zitiert, weil er sich nachweisbar intensiv mit Zahlenmystik beschäftigt hat (die Legende will, dass er sogar - wie Dürer und Paracelsus - ein Mitglied der Rosenkreuzer gewesen sei); aber ich finde nicht, dass er Bachs hellwachen und spekulativen Geist berührt, sondern er deutet auf kosmische Gesetze und ist viel eher verwandt mit der wundervollen Hypothese des Halle'schen Arztes Nicolai in seinem 1745 erschienenen Buch *Über die Verbindung der Musik mit der Arzneygelahrtheit* - der Hypothese nämlich, dass alle Fäserchen, die Arterien, Muskel, und Nervenfasern, aus denen unser Körper zusammengewebt sei, jedes seinen *Ton* habe, da sie gespannten *Saiten* vergleichbar seien. Ist der Mensch gesund, dann müssen die Fäserchen eine so wohl proportionierte Spannung besitzen, dass die Töne sich zueinander wie Konsonanzen oder Wohlklänge in der Musik verhalten; ist er krank, klingen sie als Dissonanzen oder Missklänge gegeneinander (siehe Musik und Magie, S. 34)

Diese Vorstellung einer quasi inneren Sphärenmusik hat etwas Berauschendes. Unsere Ärzte müssten zur Diagnosestellung ein Ohr für diese Klänge *entwickeln*. Ähnlich kann man - seit dem grossen französischen Physiker und Akustiker Sauveur - nach dem veränderten Ton einer Maschine deren Fehlerquellen herausfinden.

Da wir von Hypothesen sprechen, möchte ich an die noch berauschendere von Busoni erinnern: Er meint, da Schallwellen unvergänglich seien, würden auch die Wellen mit Bachs Spiel irgendwo im Äther sich herumtreiben, und man müsste nur ein Instrument konstruieren, um sie herauszufischen! Ein Wunschtraum, dessen Vorstellung halb wahnsinnig macht.

Aber es gibt tatsächlich geistige und menschliche Parallelen zwischen

Leibniz und Bach: Man weiss, dass Leibnizens Produktionskraft sich quasi von Andersdenkenden genährt hat und angeregt wurde. Über Bach schreibt der Magister Rischel aus Leipzig: "Der berühmte Mann, welcher in unserer Stadt das grösste Lob der Musik und die Bewunderung der Kenner hat, kommt - wie man sagt - nicht eher in den Stand, durch die Vermischung seiner Töne andere in Entzücken zu setzen, als bis er etwas vom Blatte gespielt und seine Einbildungskraft in Bewegung gesetzt hat."

Ich verweise auf die berühmten Bearbeitungen Bachs von Kompositionen Reinkens, Marcellos, Fischers, Vivaldis u.a., die aus keinem anderen Grund geschehen sind. Daher auch Bachs Gewohnheit, sich überall sofort auf herumliegende Kompositionen und mit ihnen ans nächste Instrument zu stürzen, um sie durchzuspielen.

Eine zweite Parallele: Leibniz galt als Vorbild der *Duldsamkeit*. Auch Bachs Toleranz den Kollegen gegenüber war berühmt. Ein gutes Beispiel ist der Besuch des kleinen Komponisten Hurlebusch bei Bach. Die Beschreibung bekam Forkel von Friedemann, der dabei gewesen war, wie sein Vater den kleinen Kollegen geduldig und freundlich anhörte. Und weder der Vater noch die beiden ältesten Söhne verzogen das Gesicht, als Hurlebusch den beiden Söhnen ein Heft seiner Sonätchen gab mit der Ermahnung, sie ja recht fleissig zu üben! Denn für die Bachsöhne waren das Kindereien, die sie leicht vom Blatt spielten. Bach konnte übrigens sehr aufbrausend und von vulkanischem Temperament sein, niemals aber Kollegen gegenüber. Toleranz zeichnet alle ganz grossen Geister aus, ob es sich nun um Franz von Assisi, Leonardo, Shakespeare, Bach, Goethe, Einstein oder Gandhi handelt. Übrigens war es der als unmusikalisch geltende Goethe, der das Wunderbarste und ganz aus dem Leibniz'schen Geist heraus Gedachte über Bach sagte, nachdem ihm der Knabe

Mendelssohn Vieles aus dem Wohltemperierten Klavier vorgespielt hatte: "Ich sprach mir aus: als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen - kurz vor der Weltschöpfung - möchte zugetragen haben. So bewegte sich's in meinem Innern und es war mir als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen und wieder keine übrigen Sinne besässe noch brauchte..."

Heute, da Bach wahrhaft universal in der Wirkung geworden ist und die Welt umspannt, ist Beethovens Wort, mit dem ich schliessen möchte, endlich aktuell:

Nicht Bach, *Meer* sollte er heissen!

Paul Hindemith

Nach Hindemiths Tod ist es still um ihn geworden. Heute - nach 20 Jahren - erscheinen wieder Artikel in den Zeitungen; München veranstaltete Hindemith-Tage, die Jugend wird aufmerksam auf den Komponisten Hindemith. Aber wenig, sehr wenig, hörte und hört man vom *Menschen* Hindemith.

Auf dem Grabstein von William Byrd in Westminster steht: "a Father of Music." Was Byrd vor mehr als 300 Jahren war, bedeutet Hindemith heute - heute wieder. Ein Vater der Musik. Ein Vater, Freund und Kamerad ist er auch seinen Schülern gewesen. Mit tiefer Dankbarkeit lenke ich meine Gedanken zur Studienzeit zurück.

Schon die erste Stunde beim Lehrer Hindemith war aufschlussreich auch für den Menschen Hindemith. Als ich mit einigem Herzklopfen ins Unterrichtszimmer trat, sassen um einen Tisch lauter junge Männer und schrieben eifrig; es blieb alles still. Ich blieb verschüchtert an der Tür stehen und wunderte mich. Schliesslich fragte ich: "Ist das die Klasse von Professor Hindemith?" Worauf ein Ja aus der Runde erscholl, dann blieb wieder alles still und es wurde weiter geschrieben. Gänzlich verwirrt rief ich nun: "Aber wo ist denn er?" Da drehte sich mir ein vergnügtes rundes Bubengesicht zu; ein beweglicher Mann mit einer roten Schmetterlings-krawatte stand auf und sagte freundlich: "So, sind Sie die kleine Schweizerin, die mit uns arbeiten will? Zeige Se mal her, was Sie da habe." Jetzt sah ich erst, dass er eine Glatze hatte und doch nicht mehr so jung war. Ich hatte eine monströse Doppelfuge mitgebracht, aber statt der gefürchteten Kritik sagte er wieder ganz freundlich: "Mir schreibe ja a bische anners, aber bleibe Se jetzt mal bei uns." Ich hatte einige Mühe, ihn zu verstehen, weil ich noch nie frankfurterisch gehört hatte. Auf meine Frage, was er für eine Mundart

spreche, antwortete er mit toderntem Gesicht: "Na, schönsten Hochdeutsch", worauf wir alle in ein fröhliches Gelächter ausbrachen und ich in die Gemeinschaft aufgenommen war. Also gleich in den ersten Minuten zeigten sich typische Dinge für Hindemith: Unauffälligkeit, Natürlichkeit, Humor und - unlöslich verbunden damit - Güte.

Immer war er gleich - und zwar von Herzen - freundlich. Nie hat er einen Schüler weder bevorzugt noch vernachlässigt. Als ich in die Klasse eintrat, waren meine Klassengenossen nicht erfreut; denn sie hatten sich bisher unter Männern wohl gefühlt und fürchteten, ein weibliches Wesen würde vielleicht eine Sonderstellung einnehmen. Darin haben sie Hindemith unterschätzt; er war uns allen der gleiche, prachtvolle Kamerad. Aber nie habe ich erlebt, dass diese Kameradschaft je von einem Schüler missbraucht worden wäre. Hindemiths menschliche und künstlerische Qualitäten umgaben ihn mit einer unsichtbaren Respektzone, die jeden sofort zur richtigen Haltung zwang, die auch seine Schüler untereinander verband.

Damals passierten gerade einige Dinge, die unsere Bewunderung für Hindemith ins Unermessliche steigerten: Hindemith musste für ein Musikfest in unwahrscheinlich kurzer Zeit ein Stück für Orchester schreiben; er selbst hatte die Orchesterstimmen direkt auf Matrizen notiert, damit sie sofort fehlerlos vervielfältigt werden konnten. Es wurde alles rechtzeitig fertig. Man wunderte sich, dass Hindemith gegen seine Gewohnheit auswendig dirigierte, und als der Konzertmeister in der Partitur etwas nachsehen wollte, stellte sich heraus, dass zu dieser Musik überhaupt keine Partitur existierte! Hindemith hatte also das Stück so geordnet im Kopf gehabt, dass er daraus nur die Stimmen quasi ausschreiben konnte!

Dann wurde er damals gebeten, ein Stück für elektronische Orgel zu schreiben, bei welcher die Notenschrift (ähnlich wie bei den Welte-Mignon-

Klavieren) - in ein seltsames Punkt- und Liniensystem umgewandelt - auf eine Papierrolle übertragen wird, welche tönend über eine Walze läuft. Hindemith, immer für alles Neue brennend interessiert, liess sich eine halbe Stunde lang dieses Linien-Punkt-System erklären und stach gleich darauf selbst ein ganz neues, noch ungeschriebenes Stück direkt in diesem System auf die Papierrolle - zum ungeheuren Erstaunen der Fachleute, deren Aufgabe die Übertragung aus der Notenschrift gewesen wäre! Dazu kam, dass er sämtliche Orchesterinstrumente beherrschte. Wenn irgend ein Blasinstrument bei einer Probe einen falschen Ton von sich gab, rief er dem betreffenden Spieler gleich den richtigen Griff zu.

Hindemith liebte es, grosse Ausflüge mit der Klasse zu machen. Meist wurde ein grosser Braten, den er selber mitzubringen pflegte, am Spiess gebraten, während wir ausser den obligaten "Stullen" (Butterbrot) jedes einen Kanon zum Singen liefern mussten. Ich werde nie den hervorragenden 4 stimmigen Kanon auf das eine Wort "Hunger" vergessen von Bernhard Heiden, später Professor in Indiana, USA. Schlechte Aufgaben nahm Hindemith nie übel; aber dass er mir auf einem solchen Ausflug keinen richtigen Handstand beibringen konnte und dass bei einem Wettschwimmen seine Partei durch meine Schuld verlor, das verzieh er mir eine ganze Weile nicht. Auf dem Heimweg in der Eisenbahn verhielten wir uns alle still, weil er dann zu arbeiten pflegte. Böse Zungen behaupteten, er komponiere vor allem in der Eisenbahn und könne sich sogar unterhalten dazu (was man auch Mozart nachgesagt hat), weil er ja keine Inspiration brauche (!) Tatsächlich besass er eine ungeheure Konzentrationskraft, die es ihm erlaubte, in jeder Situation und Umgebung zu arbeiten. Aber was die Inspiration anbelangt, können weder er noch andere sie leugnen, weil seine ganze Musik inspiriert ist.

Hindemith war nebenbei ein hoch begabter Maler und Zeichner und geschickter Schreiner. Ich erinnere mich an ein kunstvolles Notenpult mit einer Schublade! Seine grosse Liebe war die Eisenbahn (eine Liebe, die er mit manchen Komponisten, z. B. mit Busoni und Honegger, teilte). Er besass damals 300 Meter Schienen, die raffiniertesten elektrischen Bahnen mit Fernweichen und Signalen. Sonntags konnte er sich hinsetzen und einen minutiösen Fahrplan ausarbeiten, der jedem Stationsvorstand Ehre gemacht hätte. Die Stunden im Normalbetrieb galten Minuten, die Minuten Sekunden. Wenn die Mitwirkenden bei einander waren, wurde einen halben Tag durch drei Zimmer hindurch aufgebaut. Nachmittags ging es los; jeder bekam einen Fahrplan und eine Stoppuhr und musste einen Zug bedienen, der genau die angegebenen Halte- und Ausweichstellen einhalten und zur richtigen Sekunde ankommen musste. Frau Hindemith erzählte, dass oft morgens um 2 oder 3 Uhr die Männer (besonders wenn Arthur Schnabel - auch ein grosser Eisenbahnverrückter - dabei war) erschöpft und bleich bei ihr um einen Schnaps baten. Hindemith hatte das gesamte europäische Fahrplannetz im Kopf. Wenn ich in den grossen Ferien nach Hause fuhr, sah ich nie in einem Fahrplan nach; durch Hindemith erfuhr ich bedeutend schneller, was für einen Zug ich nehmen solle, wo und wie lange er Aufenthalt mache und was die Lokomotive für eine Nummer habe, etc.

Hindemith galt bei vielen für schnoddrig, unromantisch, gefühlskalt. Schnoddrig war er höchstens, wenn ein zudringlicher Journalist ihn interviewen wollte; er sprach überhaupt nicht gern von sich. Ja, er hatte geradezu eine rührende Scheu, wenn es um Gefühlsdinge ging. Das folgende Gespräch soll dies zeigen: Hindemith sitzt mit mir in einem Kaffeehaus. Ich erzähle ihm, dass der grosse Edwin Fischer mein Klavierlehrer sein wird, womit Hindemith nicht einverstanden ist. "Der macht

alles mit Ekstase - das haben Sie nicht nötig - Sie brauchen nichts als einen Trainer - er braucht nicht einmal selber ein guter Pianist zu sein, ein Trompeter kann es vielleicht besser." Ich: "Machen *Sie* nie etwas mit Ekstase?" Hindemith: "Ich denke nicht daran." Ich (lachend): "Das sagen Sie so. Aber wer Sie anschaut, wenn Sie Bratsche spielen, weiss, dass es nicht stimmt." Hindemith schweigt. Ich (nach einer Weile): "Ich habe mich früher auch geschämt, zuzugeben, dass ich romantisch bin." Hindemith (zögernd): "Sehen Sie, im Grund bin ich auch romantisch." Aber hier ging er - sichtlich erschrocken - sofort zu einem andern Thema über. Denn er hatte den Panzer, den er um seine Gefühle zu legen pflegte, für seine Verhältnisse etwas zu viel gelockert.

Aber seine grosse Güte kam - ob er wollte oder nicht - eben doch immer wieder zum Vorschein. An einem Vortragsabend der Hochschule hatte ich Mozarts C-Dur Fantasie und Fuge zu spielen. Bei der Fuge verliess mich das Gedächtnis - gerade, als der Bass das Thema mit Cis beendete. Ich schwebte einen Moment auf dem A-Sextakkord, pfefferte dann Fortissimo nacheinander einen A-Dur und C-Dur Akkord hin, rannte hinaus und schlug die Türe zu. Hindemith, der immer zuhörte, wenn seine Schüler spielten, war mit einigen aus der Klasse im Publikum gesessen. Er wusste, dass ich zu der Zeit an fast völliger Schlaflosigkeit litt und nur noch ein Nervenbündel war; er befürchtete also, ich würde irgend etwas Dummes machen, ging mit einigen Studenten in den nahegelegenen Tiergarten und schickte Suchpatrouillen aus. Ich aber war ins Klavier-Klassenzimmer gerannt (das merkwürdigerweise viele Jahre später mein Cembalo-Unterrichtszimmer geworden ist) und warf alles, was nicht niet und nagelfest und, mir im Weg war - einen Stuhl, einen Notenständer, ein Kissen, ein Metronom - zum Fenster in den Hof hinaus! Danach hatte sich meine Wut beruhigt und ich

ging ganz vergnügt zum Tiergarten, wo mir gerade Hindemith und einige Klassengenossen entgegen kamen. Er hielt mich fest, gab mir einen kleinen Kuss aufs Haar and sagte: "Ich hab doch immer gesagt, man kann von jeder Stufe aus kadenzieren!" Später hiess es in der Klasse: "Hindemith hat Dich geküsst", und sie behandelten mich quasi als Heilige!

Kurz vor meiner Klavier-Reifeprüfung bekam ich einen wütenden Streit mit meinem Klavier Lehrer, weil er aus Angst vor den Nazis einen jüdischen Studenten (einen der besten in der Klasse) am Vortragsabend nicht spielen liess. Mein Programm war noch nicht fertig; aber ich bekam von diesem Moment an keinen Unterricht mehr. In dieser Not sprang Hindemith ein: ich konnte ihm meine Stücke vorspielen; ich war oft bei Hindemiths und tollte mit dem Hunden herum, was meinen Nerven und der Prüfung gut bekommen ist. (In Berlin ging die Rede um, Hindemiths Hunde hätten dafür einen Nervenzusammenbruch, weil ich zu wild mit ihnen gespielt habe.) Aber jedenfalls hat sich die Freundschaft mit den Hunden später als nützlich erwiesen: als Hindemiths vor der Übersiedlung nach der Türkei standen, und sie jemand brauchten der die Hunde aus Basel - wo sie sich in Quarantäne befanden - abholen und nach Zürich bringen konnte.

Als vor Jahren meine Mutter starb, fanden wir in einer Schublade mit Briefen auch einen von Hindemith, geschrieben unmittelbar nach meiner Reifeprüfung. Sein Inhalt lautet: "Liebe Eltern Kind, Silvia ist nun endlich reif. Sie hat gut gespielt und wir sind alle froh, dass sie durch ist. Wollen Sie sie jetzt nicht zur Belohnung noch ein Semester hier lassen, damit sie ohne das Damoklesschwert von Reifeprüfungen und Konzerten ruhig Kammermusik und Cembalo arbeitet? Nach so viel Aufregung bekäme ihr einige Zeit geruhsamen Studiums sehr gut. Mit herzlichsten Grüssen der alte Theoriepauker Paul Hindemith, Juli 1934."

Unvergesslich bleibt mir, wie Hindemith uns eines Tages nach Neukölln, dem Arbeiterviertel Berlins, mitnahm, wo er an einer Abendmusikschule einen Kurs eingerichtet hatte. Er zeigte riesenhafte Kartons von Grünewalds Isenheimer Altar und erzählte den Leuten auf seine herzliche einfache Art, wie diese wunderbaren Gemälde auf ihn gewirkt hätten, dass er sie nicht etwa musikalisch habe illustrieren wollen, sondern dass ihm die Musik durch das Anschauen fast zwangsweise gekommen sei. Dann spielte er ihnen auf Schallplatten die Sinfonie *Mathis der Maler* vor. An diesem Abend sah ich manche Tränen in den Augen der Leute und sah sie selber durch den Tränenschleier in meinen eigenen Augen. Die ganze Klasse fuhr ergriffen und mit dem dankbaren Bewusstsein, sein Genie als Lehrer zu haben, nach Hause.

Apropos Genie, Ich muss eine Episode mit Schönberg erzählen: Ich war mit einigen Studenten der Schönbergklasse an der Uraufführung von Hindemiths Oper *Neues vom Tage*. Nun war Hindemith wirklich unser Gott, auch in moralischer Hinsicht; deshalb konnte ich den zynischen Text von Marcellus Schiffer nicht verdauen. Mir wurde immer jammervoller zu Mute, und am Schluss der Oper heulte ich erbärmlich. Die Schönbergleute hatten Mitleid, nahmen mich unter den Arm und sagten: "Jetzt geh'n wir zu Schönberg und Du kommst mit." Schönberg hatte ein Stammlokal, wo er oft mit Freunden und Schülern zusammentraf. Und da sass er, mit ruhig lächelndem Gesicht wie ein Buddha, einem Gesicht, das damals noch rund war und mir wie ein sanfter Mond erschien. Er begrüßte mich freundlich (später ist ihm erzählt worden, warum ich so verheult aussah; aber seine Reaktion habe ich nie erfahren.) Während des ganzen Abends sprach er kein Wort; aber seine bloße Gegenwart strahlte so viel Kraft und Wärme aus, dass ich bald getröstet war und den Jammer über den blöden Text von

Hindemiths Oper vergass. Viel später habe ich die Episode Schönbergs Witwe erzählt, die sich sehr darüber gefreut hat. Übrigens die Musik von *Neues vom Tage* ist ganz herrlich; die Arie, die die Heldin - in der Badewanne liegend - über die Vorzüge des Gasbadeofens singt, ist unbeschreiblich schön. Auch der Chor der Schreibmaschinen hat eine herrliche polyrhythmische Struktur. Man sollte ein Potpourri von den schönsten Nummern haben.

Als im Jahr 35 (meinem letzten Studienjahr) die Pressehetze gegen Hindemith begann, haben ein damals berühmter Berliner Schriftsteller - Frank Wohlfahrt - und ich einen Gegenfeldzug unternommen, indem wir in jeder Gesellschaft, wo wir Nazis vermuteten, Platten mit Hindemithmusik gespielt haben und da waren es vor allem die Platten mit der Sinfonie *Mathis der Maler*, die viele bekehrt haben.

Ganz kurz muss ich noch Hindemiths Lehrmethode berühren. Jeder Schüler - mochte er auch schon eine Oper geschrieben haben! - musste wieder mit dem einstimmigen Satz beginnen. Hindemith sah es als das Wichtigste an, dass man imstande war, eine nach Art der Gregorianik gut gebaute und organisch ablaufende Melodie zu erfinden und später auf eine solche Melodie eine selbständige, ebenso gut melodisch verlaufende Gegenstimme zu setzen. Den strengen Satz - Note gegen Note - nahm er nicht mehr durch im Gegensatz zu Schönberg, dessen Schüler damals so viel strenge Vokalfugen schreiben mussten, bis sie ihnen wie Briefe von der Feder gingen; Hindemith verlangte ferner, dass jede Aufgabe - auch der simpelste zweistimmige Satz - für bestimmte Instrumente und mit Artikulationsangaben notiert wurde. Nach Ende jeder Stunde (eine "Stunde" dauerte drei Stunden, dreimal wöchentlich!) wurden die Arbeiten der Schüler sofort von schnell herbeigeholten Instrumentalisten durchgespielt. Auf diese

Weise bekamen wir ganz selbstverständlich eine praktische Instrumentationslehre mit. Dem gleichen Zweck diene das "Räuber-Orchester," worin jeder Kompositionsschüler - unter Hindemiths Anleitung - alle sechs Wochen ein anderes Orchesterinstrument traktieren musste. Unter uns befand sich die Staatliche Instrumentensammlung, wo der unvergessliche Curt Sachs - kurz darauf von den Nazis verjagt und später in Amerika erneut zu hohen Ehren gelangend - residierte. Manchmal kam er in komischer Verzweiflung über die grauenhaften Töne heraufgestürzt, musste dann aber so lachen, dass er nichts übel nehmen konnte.

In enger Zusammenarbeit mit dem Leiter des elektrophysikalischen Laboratoriums der Hochschule, wo wir auch dessen Ätherwelleninstrument, das Trautonium, handhaben lernten -, wurden physikalische und akustische Probleme besprochen, worauf Hindemith besonderes grossen Wert legte. Im Grunde war Hindemith wegweisend für die Entwicklung der elektronischen Musik, was man heute vergessen zu haben scheint.

Hindemith war der Erste, der die alten Instrumente aus der Hochschulsammlung aus ihren Kästen nahm, sie ausprobierte und Tabellen machte. Ich erinnere mich an eine komische Szene: Ich plagte mich mit einer sehr alten Blockflöte, während Hindemith im Nebenzimmer mit einem Zinken focht. Plötzlich rief er mich herein. Ich fand ihn mit bläulich rot aufgeblasenen Backen mit dem Instrument im Mund. Er setzte es ab und sagte mit bedenklichem Gesicht, seinen Hals betastend: "Ich glaube, bei mir ist etwas geplatzt, schauen Sie mal nach." Ich schaute, sah aber nichts Besonderes und konnte ihn beruhigen. Erleichtert versorgte er das Instrument, das natürlich nach 300-jährigem Schlaf nur ungern Töne von sich gab.

Meine letzte Begegnung mit Hindemith war so typisch für ihn wie es die

erste gewesen war. Es war an seinem letzten Konzert in Berlin als Dirigent der Philharmoniker. Ich war spät, kam vom hinteren Eingang, rannte durch den Korridor hinter dem Konzertsaal, als plötzlich die Tür zum Solistenzimmer aufging und Hindemith heraustrat und wir leicht zusammenstiessen. Er lachte und sagte: "Kind, zu spät." "Bitte, bitte, warten Sie", rief ich, "bis ich an meinem Platz bin, Balkon rechts", und rannte an ihm vorbei. Von meinem Platz aus sah ich Hindemith eintreten; er sah zum rechten Balkon hinauf, dann trat er zum Dirigentenpult mit dem gleichen wundervoll gütigen Lächeln, das ich von der ersten Unterrichtsstunde her kannte.

Als er spürte, dass es ihm schlecht ging, zog er sich in seine Heimatstadt Hanau bei Frankfurt zurück. Dort verliess dieser Grosse, der ein Jahrhundert beeinflusst hat, die Welt so unauffällig, wie er durchs Leben gegangen ist.

Glenn Gould

Vor einem guten Jahr bat mich Wera Mattheis um Rat und Informationen über Glenn Gould und schickte mir eine ausgezeichnete Arbeit über ihn. Seit da war es, als ob langsam, langsam Nebel sich teilten und einen beinahe verschollenen Abschnitt meiner Vergangenheit freigäben. Aus meinem italienischen Emeritendasein habe ich ganz spät von Goulds Tod erfahren, hatte nichts von seinen Dokumentationen und Filmen gesehen. Aber immer deutlicher schien jetzt der junge Glenn mit seinem herzlichen Lächeln durch den grauen Zeitstoff zu gleiten und Gestalt anzunehmen, und wie unter einem Diktat begann ich das längst Vergangene aufzuzeichnen, ohne frühere Notizen zu finden, ohne die grossartigen Arbeiten von Bruno Monsaingeon, Daniel Kunzi, Tim Page - ja nicht einmal das Buch von Payzant - gekannt zu haben. Kaum war ich fertig, tauchte plötzlich Daniel Kunzi aus Genf auf mit allen Büchern, Kassetten, Videotapes, und seither höre, sehe, lese ich Glenn Gould mit unersättlicher Freude die Nächte hindurch bis zum Morgengrauen - echt gouldianisch!

Es heisst, kein Mensch habe je einen falschen Ton von Bach gehört; das Gleiche gilt auch für Glenn Gould. Nun, bei kühlen Naturen nicht so erstaunlich, wohl aber für Vulkane wie Bach und Gould! Vermutlich hat seit Bach niemand so spielen können wie Glenn Gould, und vielleicht wird es wieder dreihundert Jahre dauern, bis ein ähnliches Phänomen auftaucht.

Es beglückt mich, dass ein junger Mensch wie Wera Mattheis mit enormem Fleiss und Intensität ein so klares Bild vom Musiker und Denker Glenn Gould entwerfen konnte. Indem sie mich über menschliche und persönliche Mitteilungen über ihn bat, hat sie mir Glenn quasi wiedergeschenkt! Ich danke Ihr von Herzen und wünsche ihr viele verständnisvolle Leser.

Glenn Gould und ich waren Freunde, *bevor* wir uns kannten, und das kam so: Eines Tages rief der kanadische Generalkonsul in Berlin - ein treuer alter Freund - an und sagte, ich solle schnell kommen, er habe Platten von einem ganz jungen kanadischen Pianisten da, die ich hören müsse. Er lud dann noch Aurèle Nicolet, die deutsche Leiterin des British Center - von Königin Elizabeth mit einem hohen Orden bedacht - und einen deutschen Komponisten, dessen Namen ich vergessen habe, ein.

Nach den ersten paar Takten des Themas von Bachs *Goldberg-Variationen* wusste ich: dieser junge Mensch ist ein Genie. Es kam mir gar nicht in den Sinn, dass dieses Stück nun wirklich für Cembalo geschrieben worden ist—es war Musik aus Urtiefen kommend - oder auch direkt vom Himmel.

“Aber so kann man doch nicht Bach spielen!” rief der deutsche Komponist. Und ich - wütend: “Habt Ihr vielleicht das Patent für ihn? Schliesslich waren seine Vorfahren Ungarn!” Aurèle stimmte mir bei und die prächtige Frau v. Wedelstädt genoss die Szene. “So gebrüllt wurde noch nie in meiner Wohnung”, meinte Captain O’Hagan erstaunt.

Nun, einige Wochen später geschah das denkwürdige Berliner Debut Glenn Goulds in der Philharmonie: Bachs d-moll Konzert mit Karajan. O’Hagan hatte Glenn natürlich genau von der Redeschlacht in seiner Wohnung - ausgelöst von der Goldberg-Variationen-Platte - berichtet, und als er Glenn und mich zusammenbrachte, war der Kontakt augenblicklich und vollkommen. Glenn sagte, dass seine Lieblingsplatte Frank Martins *Petite Symphonie Concertante* unter Fricsays Leitung sei, und dass er darin am meisten mein Cembalosolo liebe. Das machte mich natürlich sehr glücklich. (Übrigens hat auch Frank Martin diese Aufnahme am meisten geliebt.) Glenn sagte, ich müsse unbedingt mein Repertoire aufnehmen, Platten seien

enorm wichtig.

Natürlich sass ich in der Probe. Nach den ersten paar Takten gab Karajan den Taktstock dem Konzertmeister, setzte sich in den Saal und hörte versunken zu. Das Konzert selber war herrlich; das Publikum schien teils erschüttert, teils erstaunt; Glenn war eine völlig neue und aufregende Erscheinung im Konzertsaal.

Das einzige öffentliche Solorecital Glenns, das ich gehört habe, war wieder in Berlin. Ich erinnere mich an Präludien und Fugen aus dem *Wohltemperierten Clavier*, an einen wundervoll beschwingten glasklaren Mozart, einen herrlichen Sweelinck, Beethovens op. 110 (Mittelstimmen in der Fuge!!!) und an einen tollen Schönberg. Sein Anblick - unendlich jung, einsam, scheu und knabenhaft, auf seinem niedrigen Stühlchen sitzend - rührte mich fast zu Tränen. Damals sprach schon alles von seinen "Extravaganzen", worunter die Spiesser eben das niedrige Stühlchen, sein Mitsingen und gelegentliches Dirigieren mit einer freien Hand verstanden. Im übrigen brauchte ja niemand zu schauen; es heisst vom Musikpublikum der *Zuhörer* und nicht der *Zuschauer* (der gehört ins Theater). Was das Stühlchen anlangt: Glenn hatte sehr lange Arme; auf einem normalen Stuhl müsste er weit weg von der Klaviatur sitzen und hätte wenig Kontakt mit den Tasten. Sass er aber tief, konnte er die Arme leicht beugen, befand sich ganz nahe vor der Tastatur in einer völlig entspannten Lage und griff von unten her in die Tasten - Handgelenk und Ellbogen niedriger als die Hand. Seine Erklärung war absolut plausibel. Interessanterweise ist dies die perfekte Haltung für das Clavichordspiel, wie sie der spanische Dominikanermönch Sancta Maria im 16. Jahrhundert vorschreibt, in seinem Buch *Arte de Tañer Fantasia...*, und die in völligem Gegensatz zur Cembalohaltung steht, entsprechend der total verschiedenen

Anschlagsweise der beiden Instrumente.

Nein, Glenn ist mir gar nie extravagant vorgekommen. Ich habe ihn von Anfang an als einen ganz natürlichen jungen Menschen mit einer ausserordentlichen Herzlichkeit und Wärme - und unerhört gescheit - empfunden!

Das dritte Mal hörte ich ihn während der Luzerner Festwochen, wieder mit Karajan. Er war erkältet, hatte Fieber und wollte eigentlich absagen, doch in diesem Fall war das unmöglich. Er war sehr bleich, als er auf dem Podium erschien, spielte aber ganz herrlich. Ich ging sofort nachher ins Solistenzimmer, aber die nachstürzende Meute, die seine Hand schütteln wollte, wurde nicht eingelassen. Sowieso gab er nie seine kostbare und fragile Hand.

Luzern gefiel ihm so gut, dass er einige Tage dort blieb. So hatten wir Zeit für Diskussionen und später - als er sich wieder wohler fühlte - für Spaziergänge. Ich gab ihm einige Gesundheitsvorschläge und sagte, er könne sie ruhig annehmen, da ich ja mit Eleganz seine Mutter sein könnte. "Die Eleganz glaube ich Dir, aber nicht die Mutter", meinte er. (Ich habe immer jünger ausgesehen als mein Alter und musste lachen.)

Damals studierte er Bachs g-moll und E-Dur Klavier- (Cembalo-) Konzerte und fragte, was Bach wohl mit den Fermaten mitten im Takt gemeint habe. Ich sagte, dass dies sogenannte verzierte Fermaten seien - also so etwas wie Minikadenzen - und gab ihm ein Beispiel, worauf er sofort eine andere - natürlich viel bessere - kleine Auszierung machte. Er war sehr glücklich über diese Möglichkeit.

In unserem musikalischen Geschmack stimmten wir fast völlig überein: Bach war hors concours; wir liebten leidenschaftlich Sweelinck und Byrd, bewunderten Schönberg; aber Glenns Liebe für Richard Strauss konnte ich

nicht teilen. Immerhin, nachdem mir Glenn die Platte mit seinem Streichquartett vorgespielt hatte, musste ich sagen: "Grossartig, obwohl man merkt, dass Du Richard Strauss liebst."

Gemeinsam war uns das Bedürfnis nach Einsamkeit, die Bevorzugung der Nacht zum Arbeiten und die grosse Liebe für die Tiere.

Glenn hatte einmal im Sinn gehabt, das *Wohltemperierte Clavier* auf Cembalo aufzunehmen, aber Columbia lehnte ab, und nachdem ich die Cembalo-platte mit Glenns Händel gehört hatte, verstand ich es. Die Basis für das Cembalospiel ist - nach Couperins Rat - eben doch das Legato (was natürlich gelegentliches Nonlegato nie ausschliesst.) So wunderbar Glenns Nonlegato auf dem Klavier tönt - auf dem Cembalo wirkt es nicht, wenn es zu viel angewendet wird. Aber davon abgesehen kommt das *Wohltemperierte Clavier* (und die Inventionen und Suiten) auf dem Klavier viel besser zur Geltung als auf dem Cembalo, weil Bach ja ausdrücklich "Clavier" (Clavichord) und nicht "Clavizymbel" (Cembalo) wie z. B. für die *Goldberg-Variationen* oder das *Italienische Konzert*) geschrieben hat. Also ist ein gutes Clavichord oder dann eben ein Klavier - von Glenn Gould gespielt - das Ideal.

Ich bin traurig, dass ihm die wunderbar poetische Welt eines Couperin (des von Bach so verehrten!) verschlossen geblieben ist. Denn Couperin lässt sich nun wirklich nicht auf dem Klavier (auch nicht auf dem Clavichord) spielen; das wirkt wie ein abgebürsteter Schmetterlingsflügel - aller Duft ist weg.

Glenn meinte, er sei wohl der einzige Pianist, der von der Orgel herkomme. Das kontrapunktische Denken war ihm also schon ganz früh zur Natur geworden, und dies scheint mir eine Erklärung für sein einzigartiges von niemandem erreichtes Mittelstimmenspiel zu sein. Natürlich war er auch ein grosser Kontrapunktiker. Wir zogen beide die kontrapunktische Musik

der monodischen vor. Deshalb habe ich dieses Mittelstimmenspiel von Anfang an so ungeheuer genossen.

Einige Jahre lang schickte mir Glenn seine neu erscheinenden Platten. Dann traf ich ihn wieder in Toronto, seiner geliebten Vaterstadt. Als ich in seine Wohnung trat, blieb mir buchstäblich der Atem weg. Ich bin weiss Gott ein unordentlicher Mensch; aber im Vergleich zu dem, was sich hier meinen Augen bot, bin ich beinahe ordentlich: es war ein Chaos, als solches allerdings grandios - nirgends ein freier Platz, überall Noten und Bücher, auf den Stühlen, auf dem Fussboden, auf Tischen und Schränken, auf dem Flügel - wir *standen* also und ich hoffte inbrünstig, er würde spielen. Aber damals hatte er schon lange das öffentliche Auftreten aufgegeben und spielte vor niemandem, auch nicht vor Freunden. Er führte mir neue Platten vor und zeigte mir vom ringsum laufenden Balkon die herrliche Aussicht auf die fantastische Stadt Toronto und das enorme Wasser.

Abends hatte Glenn einen Freund, dessen Braut und mich zum Nachtessen in ein feudales Hotel geladen. Er war ernst und einsilbig. Ich hatte das Gefühl, dass er in die Braut seines Freundes verliebt war. Aber seine Anständigkeit und seine Scheu hätten es nie zugelassen, dem Mädchen auch nur im Geringsten seine Gefühle zu zeigen. Er tat mir leid. Sein Privatleben hielt er unter Verschluss und nie hätte ich gewagt, daran zu rühren.

Am andern Tag zeigte er mir Toronto. Er fuhr ausgezeichnet. Mir fiel auf, wie wenig Verkehrsampeln es gab. Auf meine Frage meinte Glenn: "Oh, wir regeln das mit einem Lächeln." Und es funktionierte!

Er hatte in einem berühmten College ausserhalb von Toronto ein Recital für mich arrangiert. Am nächsten Morgen fuhr er Greta Kraus Dentay - eine gute Cembalistin und gemeinsame Freundin - und mich drei Stunden

zu diesem College, einem Ort mit schönen Häusern aus dem 18. Jahrhundert. Wir gingen direkt zur Kirche, wo alle Konzerte stattfinden. Glenn bestieg die Kanzel und begann mit pathetischer Stimme zu predigen, d.h. es war natürlich nur Unsinn, hörte sich aber ungeheuer echt an, so echt wie das fiktive Russisch oder Chinesisch des Tenors Ernst Häfliger. Wir lachten, dass wir fast von den Stühlen fielen. Dann begann ich mich mit dem Cembalo zu beschäftigen, das mir Greta geliehen hatte.

An dem Empfang nach dem Konzert, den die Fakultät gab, nahm Glenn, der sonst nie solche Anlässe besuchte, zu aller Erstaunen teil, liess seinen himmlischen Humor spielen und fuhr uns dann wieder die drei Stunden nach Toronto zurück, wo wir höchst vergnügt im Morgengrauen ankamen.

Dies ist das letzte Mal gewesen, dass ich Glenn gesehen habe. Als ich einige Jahre später wieder nach Toronto kam, sagte Greta, Glenn habe sich ganz zurückgezogen, sie sehe ihn nie mehr. Und auch zum Empfang, den sein Biograph - Professor Geoffrey Payzant - für mich gab, erschien er nicht. Ich war traurig, versuchte aber nicht, ihn zu erreichen. Ich bin dankbar, dass ich den Weg dieses Genies streifen durfte.

Über Glenns Charakter ist zu wenig gesagt und geschrieben worden. Mir scheint, er werde immer noch vor allem als "Fall", als Kuriosität betrachtet. In der grenzenlosen Bewunderung seines Genies sind sich alle einig; aber die Triebfeder für die meisten Publikationen scheint doch mehr Neugier als Anteilnahme zu sein. Den wundervollen Menschen hinter dem Genie übersieht man.

Der erste Eindruck, den ich von ihm gehabt habe: natürlich, herzlich, voller Wärme, hat sich immer bestätigt. Und dazu kamen eben sein herrlicher Humor und der überragende Verstand. Typisch für seine Güte,

sein Herz für die Tiere: Nachts pflegte er auf dem See, an dessen Ufer er ein Haus hatte, herumzufahren und mit grossem Lärm die Fische vor den Fischern zu warnen!

Zweihunderttausend Seen, erzählte er stolz, gäbe es allein in Ontario! Er war ein guter Patriot und liebte sein Land leidenschaftlich. Glenns Agent, der mir die Sache mit den Fischen erzählt hatte, sagte auch, dass Glenn mit vier Jahren ganz wunderbar Klavier gespielt habe, wie der kleine Mozart. Aber er hat vernünftiger Eltern gehabt, die ihm ein Wunderkind-dasein erspart haben.

Um auf das Chaos in Glenns Wohnung zurückzukommen: dieser Agent erzählte auch, wie Glenn seine Liebe für die Eisenbahn entdeckt habe. Er pflegte immer ein ganzes Abteil (riesenhaft in den alten, beinahe verschwundenen Eisenbahnen Kanadas und Amerikas) zu nehmen, und nach kürzester Zeit habe es darin ausgesehen wie in seiner Wohnung und ein glückseliger Glenn sei arbeitend im heimischen Chaos gesessen von Toronto bis New York, wo er in den Aufnahmestudios das Spielen ohne Publikum genoss.

Eines ist klar: Glenn Gould war eine der lebenswertesten und genialsten Figuren unserer Zeit, deren Auswirkung noch unübersehbar sein wird, ein Komet, dessen Schweif noch lange, lange den Himmel erleuchten wird.

Michael Polanyi

Am Samstag, 21. Februar 1976 ist in England einer der genialsten Wissenschaftler und Philosophen, Michael Polanyi, gestorben.

Geboren in Budapest, studierte er Medizin und war Militärarzt während des ersten Weltkrieges. Nach dem Krieg studierte er Chemie in Karlsruhe. Als er 24 Jahre alt war, schickte sein Professor eine Arbeit von ihm, die er nicht verstand, an Einstein, der sie sehr lobte.

Polanyi wurde Professor für physikalische Chemie und soziologische Studien an der Universität von Manchester in England und wurde anschliessend als "Senior Research Fellow" an das Merton College in Oxford gewählt.

Als Fellow der Royal Society und als Mitglied des Max Planck Instituts erhielt Dr. Polanyi noch zahlreiche Ehrendokorate amerikanischer und englischer Universitäten, wo er überall Vorlesungen hielt. Zu all dem war er ein guter Kenner der französischen Literatur und modernen Kunst. Aber vor allem war er ein wundervoll gütiger Mensch mit einem köstlichen Humor.

Hier sind Auszüge aus dem Vorwort des Verlegers von Polanyis Hauptwerk, *Personal Knowledge* (1957). "Wissenschaft, so wird uns gesagt, stellt Tatsachen fest, die da sind, ob es uns gefällt oder nicht. Also ist Wissen leidenschaftslos, vollständig objektiv. Wissen ist unpersönliches Wissen. Dies verneint der Autor. Selber ein hervorragender physikalischer Chemiker, glaubt und demonstriert er mit unerbittlicher Logik, dass des Wissenschaftlers persönliche Anteilnahme an seiner Wissenschaft, in Beidem, ihrer Entdeckung und ihrer Wertschätzung, ein unerlässlicher Teil der Wissenschaft selbst ist. Sogar in den exakten Wissenschaften, 'wissen' ist eine Kunst, von welcher das Können des Wissenden, geleitet von seinem leidenschaftlichen Gefühl vom wachsenden Kontakt mit der Realität, ein

logisch nötiger Teil ist. In den biologischen und soziologischen Wissenschaften wird dies sogar mehr evident. ... Die Tendenz, Wissenschaft in unserer Kultur unpersönlich zu machen, hat Tatsache und Wert, Wissen und Menschlichkeit gespalten. Dieses Buch soll helfen, das Wissen wieder an seinen rechtmässigen Platz in einer ganzheitlichen Kultur einzusetzen."

Elf Jahre nach der Publikation von *Personal Knowledge* erschien ein höchst interessantes Buch: *Intellect and Hope*, Essays über Michael Polanyis Ideen. Das Folgende ist zitiert aus dem Vorwort des Buches von Thomas Langford und William H. Poteat. "Für mehr als zehn Jahre haben die Ideen dieses organischen Chemikers, politischen Theoretikers, Erkenntnistheoretikers, Philosophen das Interesse nicht nur von Philosophen, sondern auch von solchen, in Geschichte und Philosophie des Wissens Interessierten, von Politikern, Theologen, sozialen Wissenschaftlern und Literaturkritikern begeistert. *Intellect and Hope* ist ein Versuch, Einige der kreativen Geister innerhalb dieser Disziplinen um diese schöpferische Figur herum, zusammenzubringen und sie zu bitten, im Licht seiner Gedanken in ihr eigenes Werk zu blicken und einige Vorhersagen zu machen über die zukünftige Richtung der Diskussion."

Lassen Sie mich enden mit Polanyis eigenen Worten aus *Personal Knowledge*: "Vollständige Objektivität - meistens den exakten Wissenschaften zugeschrieben - ist ein Irrtum und ist faktisch ein falsches Ideal" und: "Die persönliche Anteilnahme des Wissenden am Wissen, das er zu besitzen glaubt, geschieht in einem Strom von Leidenschaft".

(University of Washington Daily, 11. März 1976)

Peter Mieg

Der grosse Dirigent Ferenc Fricsay hatte eine Besprechung von Peter Miegs Cembalokonzert gelesen und sagte zu mir: "Das wollen wir machen; schreib doch an diesen Peter Mieg, er solle das Notenmaterial schicken." Die Noten kamen und mit ihnen ein Brief von so ungeheurer Herzlichkeit, dass ich ganz erschlagen war. Er sei so glücklich und dankbar, dass sein Stück in Berlin und von mir gespielt werde. Ob ich wisse, dass wir gegenverwandt seien, da wir den gleichen Vetter hätten, nämlich Jean Rudolf von Salis. Es stimmt: Peters und Jean Rudolfs Mütter waren Cousinen und mein und Jean Rudolfs Vater (mein Götti) waren Vettern. Übrigens gab es auch in Peters Familie bemerkenswerte Verwandtschaften: Peters Cousine, die bezaubernde Ann von Lenzburg, war die erste Frau von unserem gemeinsamen Freund Günter Grass.

Das, und noch viel mehr, stand in seiner kraxligen Schrift in dem Brief, den ich leider nicht mehr habe. Er wusste mehr über mich als ich selber. Später erfuhr ich, dass dieses Wissen und Interesse für Familien und Verwandtschaften seine Liebhaberei und Spezialität waren. Das war mit ein Grund weshalb er uns manchmal etwas tantenhaft erschien! Aber abgesehen von dieser kleinen Neugierde war er ein so rührend lieber Mensch und treuer Freund, dass man ihm jeden Fehler verziehen hätte. Er liebte das Cembalo sehr, und die Bemerkung Gottfried Benns, das Cembalo sei der „Kupferstich in der Musik“ (in einem Brief an mich), hätte auch von Peter Mieg stammen können.

Das Cembalokonzert war damals noch Manuskript und kaum leserlich. Ich brauchte lange Zeit, bis ich das Stück nur einigermaßen entziffern konnte. Der gute Peter hatte wirklich eine fürchterliche Prätzel! An der Aufführung hatte ich den sehr musikalischen Orchesterdiener des Radio-

orchesters neben mir sitzen, der immer wieder diskret mit dem Finger hindeutete, wenn ich mich im Notendschungel zu verirren drohte. Bei einer späteren Aufführung in Winterthur hatte ich keine Schwierigkeiten mehr und dirigierte das Stück selber vom Cembalo aus.

Zwischendurch stand es auf dem Programm eines Tonkünstlerfestes in Locarno. Peter wollte durchaus mich als Solisten haben; aber das ging nicht, weil ich einige Jahre vorher mit Aplomb aus dem Verein ausgetreten war und der Solist ein Mitglied sein musste. Mein Austritt fiel in die Zeit des berühmten "Radiokrieges", (siehe "Streitbrief," S.75) bei dem ich Hermann Scherchen gegen die böartigen chauvinistischen Angriffe des Tonkünstlervereins verteidigt hatte mit dem "Streitbrief" an den Verein, der vom Radio - dem ich eine Kopie gegeben hatte - in Hunderten von Exemplaren verschickt worden war und viel Staub aufgewirbelt hatte. Im letzten Jahr - ein halbes Jahrhundert danach! - ist in der NZZ eine Art "Ehrenrettung" für mich erschienen, in einem brillanten Artikel des jetzigen Präsidenten des Tonkünstlervereins, Roman Brotbeck!! Und ich wurde zum Ehrenmitglied gemacht!

Aber nun zeigte Peter Mieg eine bewunderungswürdige Hartnäckigkeit, indem er nicht nachliess, bis er mich zurück in den Verein bugsiiert hatte! Es gab eine Art Versöhnung und ich konnte das Konzert, das ich inzwischen sehr lieb gewonnen habe, spielen. Es war ein grosser Erfolg für Peter.

Ich erinnere mich, dass es am Tag des Konzertes sehr heiss war in Locarno. Ich hatte nach der Probe Kirschen gekauft und ass sie in der Mittagshitze auf der menschenleeren Piazza, an meinen Volkswagen gelehnt, vergnügt die Steine umherspuckend. Plötzlich hörte ich - was ich später noch so oft hören sollte - eine Stimme: "Ja um Himmels Wille, was tust Du da?" Es war der plötzlich aufgetauchte Peter Mieg! Diese komische

Begegnung hat ihn zu einem köstlichen Bild - einer Aquarell-Karikatur - inspiriert, das die Peter Mieg-Stiftung nach meinem Tod erhalten soll, zusammen mit dem wunderschönen Bild, das ich den "Harfenwald" nenne, und das mir hier gegenüber hängt. Das beigelegte Bild stellt das über 200 Jahre alte Cembalo der Grossmutter Friedrichs des Grossen, der Königin Sophie Charlotte, einer bedeutenden Frau, grossartige Musikerin und Freundin von Leibniz dar. Das Cembalo – zweimanualig - ist bemalt mit den damals modischen Chinoiserien, die rings um den Kasten laufen. Als ich das Instrument meinem chinesischen Studenten zeigte, konnte er die Malereien sofort erklären, da sie bekannte Volkssagen darstellen.

Peter war sehr interessiert, als ich ihm dies erzählte, auch daran, dass Friedrich seine Äpfel aus dem bündnerischen Domleschg kommen liess! Noch mehr amüsierte ihn eine andere Geschichte im Zusammenhang mit diesem Cembalo: Es handelte sich um irgendein Jubiläumskonzert in der Eichengalerie des Schlosses Charlottenburg, in Berlin. Ich trug dazu ein sehr schönes chinesisches Gewand, das mir meine beste Freundin - eine Chinesin - geliehen hatte, weil ich den ersten Programmteil auf diesem Instrument mit den Chinoiserien spielte. Das Gewand hatte einen grossen Schlitz auf der rechten Seite, den aber niemand sah, weil ich an der Wand und mit der linken Seite gegen das Publikum sass. Übrigens sass dort - in der ersten Reihe, direkt vor mir - der Prinz Louis Ferdinand, Enkel des letzten deutschen Kaisers, ein ziemlich guter Musiker.

Nach der Pause spielte ich auf einem modernen Instrument, das dem Alten gegenüber stand, so dass diesmal die kritische rechte Seite gegen das Publikum geschaut hätte! Also wurde während der Pause schleunigst der Schlitz zugenäht und ein Stück Naht auf der linken Seite aufgetrennt, damit ich wenigstens gehen konnte im nun engeren Kleid. Heute würde sich kein

Mensch mehr aufregen über einen Schlitz!

Unvergesslich ist mir mein erster Besuch in Peters Haus "Sonnenberg." Mein alter Volkswagen keuchte die steile Schlossgasse hinauf; ich stellte den erschöpften Wagen neben das Waschhäuschen, streichelte ihn, hörte mit Vergnügen den Springbrunnen plätschern, wanderte durch den romantischen Garten. Als ich ins Haus trat, war ich beeindruckt über die völlige Übereinstimmung von Haus und Bewohner und ich "wusste": Peter Mieг ist ein Biedermeiertyp! Auch das erklärt zusätzlich das liebe Tantenhafte!

Ich wurde durch das Haus geführt, alte und neue Bilder wurden gezeigt. Bilder sind immer das Erste, was ich sehen will. Als ich - vom heute völlig vergessenen Heinrich Kaminski eingeführt - das erste Mal bei Emil Nolde in seiner Berliner Wohnung war, fragte mich Ada Nolde, ob ich schon früher Noldebilder gesehen hätte. Als Antwort beschrieb ich ihm haargenau die *Maria Ägyptiaca* worauf er ausrief: "Ein Musiker mit Augen - noch nie erlebt!" Später, in seinem quasi zur Burg gewandelten Bauernhof in Seebüll, lehrte er mich auf langen Spaziergängen noch besser sehen. Peter war glücklich, dass er mit mir über Bilder reden konnte, und war interessiert, dass ich ihm von Nolde erzählte.

Die Räume im "Sonnenberg" gefielen mir. Anheimelnd berührte mich der Bücherberg auf dem Nachttisch und sehr gefiel mir die Art Mönchskutte oder Büssergewand - mit einem Strick gegürtet - das er trug und das gut zu seiner hageren Gestalt und den fast gotisch geschnittenen Gesichtszügen passte. Allerdings, zu büssen hatte er nichts. Er hat bestimmt keiner Fliege je ein Leid getan! Sein Gesicht strahlte Unschuld und Güte aus, eine seltene Kombination mit soviel Intellekt und Witz!

Die Räume in Sonnenberg gefielen mir. Nicht gefiel es mir, dass wir

den Tee in der Küche nahmen, wo er nicht hingehört. Ich hasse Küchen, aber liebe Tee. Kein Wunder, dass die Japaner eine fast religiöse Teezeremonie pflegen. Der Tee wurde uns von seiner Haushälterin Frau Stauber, einer lieben mütterlichen Frau serviert.

Im Lauf der Jahre war ich ziemlich oft im Sonnenberg, aber Peter konnte sich nie entschliessen, mich in Italien zu besuchen, um mein selbstgezeichnetes achteckiges Haus zu begutachten und zu kritisieren. Dafür schrieb er über meine Konzerte die wunderbarsten Kritiken, die ich gar nicht verdiente. Es amüsierte mich, dass er auch Modeberichte schrieb, aber eigentlich nicht zu verwundern bei diesem unwahrscheinlich vielseitigen Talent.

Ich schrieb ihm nie, aber rief von Zeit zu Zeit an, worauf - wie immer - der überraschte Ausruf kam: "Ja, um Himmels Wille, wo bist du?" In Amerika habe ich fast in jedem Programm etwas von ihm gespielt, und seine Musik hat sehr gefallen.

Ebenso unvergesslich wie der erste Besuch war der Letzte. Ich war mit meiner Schwester im Sonnenberg und Peter erschien leicht nervös in einer kurzen schwarzen Lederjacke wie ein Gang-Member und sagte: "Ich werde gleich abgeholt". Er hatte seine Leidenschaft fürs Motorradfahren entdeckt und pflegte - auf dem Hintersitz - lange Fahrten zu unternehmen! Das hätten wir ihm nie zugetraut und verbissen ein Gelächter, was ihn wahrscheinlich verletzt hätte, denn er nahm diesen komischen Sport sehr ernst. Wir bekamen noch den Tee in der Küche; dann erschien ein netter Jüngling auf dem Motorrad und Peter entschwand. Es hatte keinen grossen Abschied gegeben, denn ich wusste damals noch nicht, dass ich wieder "back home" nach America ziehen würde.

Also - Peter entschwand, und uns bleibt nur die Erinnerung an einen

gütigen, grundanständigen, hochbegabten Freund, die Freude an seiner Musik und an den schönen Bildern, die er mir geschenkt hat. Er hat sein Leben in hohem Alter - wie es sich gehört - erfolgreich abgeschlossen. Aber ich, lieber Peter, nur ein Jahr jünger, befinde mich mitten in einem wunderbaren neuen Leben, mit wunderbaren neuen und alten Freunden, in einem wunderbaren Land! Und mir ist, als höre ich zum letzten Mal deine Stimme: "Ja, um Himmels Wille!"

Heinrich Kaminski

Ich frage mich, warum Heinrich Kaminski so total vergessen ist. Organisten spielen gelegentlich seine Orgelmusik - das ist alles. Als ich in Berlin studierte, war er noch sehr berühmt und leitete einen zehntägigen Kurs an der Hochschule für Kirchenmusik. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben an ihn von Hermann Dubs, dem genialen Leiter des Häusermann'schen Privatchors in Zürich, und meldete mich eines Tages bei Kaminski an. Er glaubte, ich wolle Unterricht bei ihm nehmen; als ich sagte, dass ich bei Hindemith studiere, lachte er (Hindemith und er waren Gegenpole!). Dann sah er mich etwas genauer an (es war während meiner schlimmsten schlaflosen Zeit und ich muss gespenstisch ausgesehen haben) und sagte: "Nun, vielleicht haben Sie mich doch etwas nötig. Haben Sie überhaupt schon gegessen heute? Wir werden Tee trinken und dann laufen. Sie scheinen nicht genug an die frische Luft zu kommen." Er machte Tee und erschien wieder mit einer grossen Platte voller Törtchen. Dann marschierten wir durch den Grunewald. Und das wiederholte sich jeden Tag während seines Kurses. Diese wirklich väterliche Güte einer Unbekannten gegenüber (ich weiss allerdings nicht, was Hermann Dubs geschrieben hatte) erschreckte mich beinahe, und ich begreife sie auch heute noch nicht ganz. Als er das nächste Mal nach Berlin kam, spielte er mir aus seiner Oper *Jürg Jenatsch* vor; dann sagte er: "Morgen geh'n wir zu Nolde." Emil Nolde!!! Der Maler, der mir den tiefsten Eindruck gemacht hat als ich zwei Jahre früher in einer Zürcher Ausstellung das erste Mal seine Bilder erlebte. Ich merke, dass ich im Nolde-Kapitel angelangt bin. Aber noch einmal zurück zu Kaminski. Die Nazis begannen sich bemerkbar zu machen und die Berliner Zeit näherte sich ihrem Ende. Ich wusste, dass Kaminski irgendwo auf dem Lande lebte, wo ich ihn, nachdem ich einige Jahre nach Kriegsende nach

Berlin zurückgekehrt war, besuchte. In meiner Erinnerung sehe ich einen grossen Tisch, an dem viele Kinder, eine devote, schüchterne Frau und Kaminski als absolut respektierter Patriarch sassen. Später traf ich ihn noch einmal in Graubünden. Ich weiss nicht, wann er gestorben ist, aber nach seinem Tod entwickelte sich eine herzliche Freundschaft zwischen seiner ältesten Tochter Gabriele und mir. Sie starb jung. Ob Kaminski wohl jemals wieder aus der Versenkung auftauchen wird? Ich möchte seinen *Jürg Jenatsch* hören!

Emil Nolde

Ich will nie vergessen, dass es Kaminski war, der mir Nolde "geschenkt" hat! Zu der Zeit hatte Nolde eine Wohnung in Berlin, wo er aber nicht malte. Er kam uns an der Tür entgegen. Nie habe ich blauere Augen gesehen. Er führte uns in ein Zimmer, dessen Wände mit Noldebildern bedeckt waren. Ich war wie betäubt. Seine schöne Frau Ada fragte mich, ob ich schon früher Noldebilder gesehen hätte. Statt einer Antwort begann ich, die *Maria Ägyptiaca* ganz genau zu beschreiben (an der Zürcher Noldeausstellung vor zwei Jahren hatte ich alle Bilder mit durstigen Augen quasi in mich eingesogen). Nolde starrte mich an. "Ein Musiker mit Augen - noch nie erlebt!", sagte er. Das war der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. Ich werde Kaminski ewig dankbar sein für dieses "Geschenk".

Nach diesem ersten Besuch war ich sehr oft bei Noldes. Er liebte es, wenn ich auf dem Flügel übte (damals war noch kein Cembalo in mein Leben getreten). Er hörte ruhig eine Weile zu, dann stand er auf, da ein Bild umhängend, dort eines abnehmend oder zwei vertauschend. Auf diese Weise ist immer wechselnde Ausstellung im Haus.

Ich sah eigentlich nie Skizzen; auch das kleinste Aquarell ist immer ein fertiges, vollendet komponiertes Bild. Wir haben ein interessantes Experiment gemacht bei Freunden, die einen Projektionsapparat hatten. Die Idee dazu kam von Hans Fehr, dem einzigen Privatschüler Noldes, selber ein erstaunlicher Mensch: Jurist, Universitätsprofessor, Diplomat, Politiker, Musiker und ganz ausgezeichneter Maler. Und da war es erstaunlich, dass keines der gross auf eine Leinwand projizierten kleinen Bilder eine Schwäche aufwies.

Unvergesslich sind mir auch die Holzfiguren, die der Maler mit einem gewöhnlichen Taschenmesser schnitzte und die so wunderbar einfach aus

der schon angedeuteten Form der Holzstücke herausgewachsen sind: am schönsten, wenn sie beleuchtet werden vom Kerzenhalter, der eigentlich eine Birnbaumwurzel ist.

Auf dem schiefen Dach war eine senkrecht aufgestützte Holzplatte, deren Funktion unklar war; jedenfalls hatte eine Matratze Platz darauf. Nolde schob vom Estrich aus eine Matratze hinaus; ich kroch durch eine Luke im Estrich auf die Matratze und schlief selig im sausenden Wind und konnte den fehlenden Nachtschlaf nachholen!

Dann wurde Nolde krank. Es wurde Magenkrebs festgestellt. Aber er war zu schwach für eine Operation. Es wurde ihm ein Arzt empfohlen, der eine Art Heiler war und Wunderkuren mit Diät machte. Beide, Ada und Emil Nolde, hatten ein vollkommenes Vertrauen in mich, und so wollte er, bevor er sich der Behandlung dieses Arztes unterzog, wissen, was für einen Eindruck ich von dem Mann hätte. Ich hörte mir einen Vortrag von ihm an, dann sagte ich zu Nolde, er solle alles ganz genau befolgen, was der Arzt ihm rate. Das tat Nolde; in einigen Monaten besserte sich sein Allgemeinzustand dermassen, dass die Operation riskiert werden konnte und erfolgreich verlief. Mein sechster Sinn hatte funktioniert!!!

Emil Nolde ist 70 Jahre alt geworden, und ich Glückliche bin eingeladen, so viel Zeit als ich will, auf Seebüll zu verbringen; Seebüll ist sein schleswigsches Haus, das -im Grundriss ein einfaches Rechteck - im Lauf von zehn Jahren auf zwei Seiten einen chorartigen Ausbau, oben einen Saal mit Oberlicht und ein Sonnenbad erhalten hat und nun wie eine Burg in der von ständigem Wind umblasenen Marsch steht.

Oben im Saal hängen die grossen Ölbilder: zwei Stilleben, Plastiken mit Blumen, dann die Pferde auf der Weide. Über ihnen brausen drei Wolken wie Riesenzeppeline. Die Tiere stehen scheu im Wolkenschatten. Dann das

kleine feuerhaarige rotbestrumpfte Sturmmädchen, dessen schwarzes Kleidchen steif vom Wind wie ein Vogelbürzel in die Luft steht neben dem unheimlichen menschengesichtigen Sturmvogel. Dazwischen blauer Rittersporn, roter Mohn, goldene Dahlien auf Orangegrund. An der nächsten Wand zwischen zwei Meerbildern die weisse Windmühle in der herrlich violetten Dämmerung, den im Fluss sich spiegelnden brennend rotgelben Abendwolken. Aus dem dunkelgrünen Gras schaut unter der schwarzen Mühlenhaube schneeweiss das untere Gemäuer hervor, und gutmütig blickt daraus das dunkle Rund des Haustors. Im ersten Meerbild ist die See dunkel, der weisse Gischt spritzt in den gelben Himmel; es ist vielleicht die Meerphase, wo der Fischer für "sine Fru Ilsebill" den Königsgrad verlangen muss. Aber nun das zweite Meerbild: wohl das letzte schreckliche Stadium, wo Ilsebill Gott sein will. Am Himmel jagt schwärzliches weissgerändertes Gewölk. Wie ein schwarzgrüner Drache mit riesiger Schaumkrone bäumt sich vorne die See; im Hintergrund blitzt es hellgrün, ein böses tückisches Grinsen verbreitet sich von dort her - "Mantje, Mantje timpe te, Fischlein, Fischlein in der See". Es könnte der Moment sein, wo der Fisch als Ungeheuer die Fischersleute ins Elend zurückverwünscht.

Wo ist nun das pompöse Atelier, Maler, das Deiner Berühmtheit entspricht? In einer Werkstatt arbeitest du, in einem Raum, wo du "mal auf den Boden spucken" kannst, wo allerlei Gerümpel Dich nicht stört oder im Gartenhäuschen, im strohbedeckten "Seebüllchen", vor dem Blumengarten, wo die wunderbarsten Aquarelle entstanden sind. Schön ist es, mit Nolde durch den Blumengarten zu gehen. Wie ein grosser Dirigent nur knappe Bewegungen braucht, um sich verständlich zu machen, so braucht der stille Nolde nur wenig Worte; aber man lernt sehen! "In fünf Minuten musst du ein Bild aufgenommen haben", sagt er. "Die Technik muss so selbst-

verständlich sein, dass keiner sie merkt.“ Ein Brief von Mozart kommt mir in den Sinn, wo er in komischer Verzweiflung sich beklagt, dass alle Leute glaubten, er schüttle seine Musik nur so leicht aus dem Ärmel, und keiner dran denke, wie schwer er geschuftet habe! Also der Garten steht deutlich vor meinen Augen. Eine solch betörende Fülle, Üppigkeit und Farbenglut kann es doch sonst nur im Süden geben! Aber die Marsch ist angeschwemmtes Land und fruchtbar wie der Nilschlamm, wenn man für Windschutz sorgt: das tat Nolde, die aufgerichtete Wand ist aus eigenem Riedgras, dem gleichen, womit die Dächer der schönen alten Bauernhäuser gedeckt sind. Das ist ein Meer von Farben und Farbskalen, das Meer, das auch Noldes Palette zur Verfügung steht! Türkenbund, Rittersporn, Zinnen, Dahlien, Mohn, Begonien, Lilien, Königskerzen, Margriten, Rosen blühen hier mit geradezu übersteigter Intensität, und innen im Haus hängen sie in gleicher Glut, nur gestaltet als Kunstwerke in Öl und Wasserfarben an den Wänden. Und erst der Sonnenblumengarten! Grosse, grösste, kleine, krumme, grade, geschlängelte, hellgelbe bis starkgelbe bis orange, rote, braune und böse fast schwarze - wild bewegt. Nur Nolde konnte ein Bild malen: Sonnenblumen in allen Farben. Auch Van Gogh malte herrliche Sonnenblumen, aber sie sind immer gelb.

Trotz seines enormen Könnens wirkt Nolde nicht raffiniert. Er bleibt natürlich. Die unerschöpfliche Fülle entspringt bei ihm nicht nur einer inneren Vitalität und einem persönlichen inneren Reichtum und Phantasie, sondern es ist die schöpferische Naturgewalt an sich, die direkt und urmächtig aus diesem Grossen quillt, weil er selber dieser Kraft gehorchen, er ihr eben ein gleichwertiges technisches Können zur Verfügung stellen kann. Hindemith, der die Reihe der Grossen weiterführt, sagt darüber (*Unterweisung im Tonsatz*): “Der kleine Mann wird ungern von hand-werklichen Dingen reden

und sich auf seine Eingebung, sein Gefühl, sein Herz berufen, das ihm den Weg seiner Handlungen vorschreibe. Muss das nicht eine winzige Eingebung, ein belangloses Gefühl sein, das sich mit so geringen Kenntnissen schon ausdrücken kann? Gehört nicht ein un-geheures Mass bewusster Materialbeherrschung und Anwendung dazu, in Töne (in unserem Fall in Farben) zu übertragen, was das Herz diktiert?"

Ich bin wieder hinaufgestiegen zum Oberlichtsaal, respektiv einer Galerie daneben, sah neben der zarten *Madonna im Blumengarten* das Bild mit den vier Halunken um einen Tisch, und ein Liebespaar. Diese Galerie sehe ich Glückliche von meinem Bett aus! Ich liege und staune und sage: "Gott erhalte Noldes Bilder".

Wir sind im Jahr 1937, in einem Land, wo die Kunst diktiert wird, wo ein Grosser unbequem ist, wo das Unbequeme vernichtet wird (nur Noldes Geburtstag veranlasste mich, noch einmal für kurze Zeit nach Deutschland zu kommen.)

Gestern hat die liebe schöne Ada, die übrigens alle Farben für die Zimmer, für die Türen und Wände bestimmt und alle Kissen nach Noldes Zeichnungen gewebt hat, die schöne Stelle vorgelesen, wo Nolde die Erwerbung von "Utenwarf," dem schönen dänischen Bauernhof, beschreibt und von den zwölf hohen Spiegeln des Nachbars Broderson und dem schönen holzgeschnitzten alten Hausrat erzählt, und wie glücklich sie dort waren. Und nun habe ich Utenwarf gesehen und auch die bäuerlichen Verwandten Noldes kennen gelernt.

Ich frage mich wieder, ob man Nolde mit andern Grossen vergleichen kann; ja, von Grünewald die Leidenschaft, von Goya die Dämonie, von Daumier den grimmen Humor (Daumier ist übrigens meist unterschätzt und einseitig auf Humor festgelegt worden; aber seine Bilder von Don Quichote

sind erschütternd und tragisch).

Zur kommenden Ausstellung in Bern. Der nächste Grosse, der die Schweiz besuchen wird, ist zur Abwechslung einmal kein "Gekrönter", respektiv "Entkrönter", sondern ein "Entarteter", der grosse dänisch-deutsche Maler Emil Nolde. Die Nazi- und Kriegsjahre hat der 80-jährige, der heute mit neuer Schaffenskraft Bild um Bild hervorbringt auf seinem zur Burg ausgebauten schleswigschen Bauernhof verbracht, der über die weite Marschlandschaft schaut, über die ein ewig sausender Wind phantastische Wolkengebilde am riesigen Himmel hinjagt, die wir von Noldes Bildern her kennen. Ja, Noldes Bilder sind erhalten, aber die unersetzlichen Platten des Radierers Nolde sind zerstört, verloren Noldes Geheimkunst des Ätzens und Stechens.

Kann man Nolde mit irgendjemand vergleichen? Diese unerschöpfliche Vielfalt, dies Schweifende und Strenge, Losbrechende und Sinnierende, kindlich und weise, dieser köstliche Humor, gütig und grimmig. All dies Gegensätzliche in einem Einzigem vereint - wäre das nicht das Wesen wahren nordischen Geistes das die Deutschen so gänzlich missverstanden haben zur Zeit ihrer gewaltsamen Verdummung durch die Nazis? Auch heute noch sind vielen die Offenbarungen ihres malenden Magus unbekannt. Nolde hat ein langsames aber ständig wachsendes "Come back." Und wir jedenfalls wollen ihn so empfangen, wie sein Genie, seine Kunst es gebieten.

Arturo Toscanini

In diesen Tagen, da wieder ein Jahr - und was für ein Jahr! - seit den Luzerner Festspielen vergangen ist, klingen in meinen Ohren und in meinem Herzen zwei bedeutungsvolle Worte nach, jene Worte, durch deren Zauberwirkung uns Toscanini in einer Probe das Trio des Scherzo-Satzes aus Beethovens "Siebenter" erschloss. Er probte lange an diesem Trio-Anfang. Da er ihn schneller als andere Dirigenten nimmt (Beethoven schrieb: "*assai meno presto*" und nicht "*assai più lento*"), fanden sich die Musiker in dem ungewohnten Tempo nicht gleich zurecht. Es gelang ihnen nicht, Ruhe im beschwingten Zeitmass ("*sempre danza*", sagte Toscanini) zu bewahren; das Thema wirkte gehetzt und unnatürlich. Nach einer Weile vergeblichen Vorsingens, Wiederbeginns und Kopfschüttelns klopfte der Maestro ab und sagte plötzlich: "*pace e gioia*". - Es verschlug uns den Atem. Das, was uns, das, was der Welt fehlt - eine ferne Erlösungsformel - wie einfach klang sie! Und dann, sich plötzlich der Bedeutung dieser nur um des musikalischen Verständnisses willen leicht hingeworfenen Worte bewusst werdend, sagte er noch einmal leise - mehr für sich - "*pace e gioia*". Dann hob er den Taktstock und das Thema erklang, als ob Engel aus tiefster, innerer Harmonie in heiterer Ruhe und stiller Freude musizierten. Nie werde ich diese Probe vergessen. Sie wiegt alles gelegentliche Fluchen, Schelten und Toben des Maestro auf. Über dieses Toben sei allerdings gesagt, dass es stets berechtigt war. Ein Musiker, der die verschiedenen "*asini*" und "*porchi*" als persönliche Beleidigung auffassen würde, hätte ihre Bedeutung gänzlich missverstanden - ja, er wäre kein wahrer Musiker: Denn in der Besessenheit des Arbeitens gibt es für diesen wunderbaren alten Mann nichts Persönliches mehr. Er selbst, sein Alter, seine Gesundheit, seine physischen Möglichkeiten werden von ihm ignoriert. Ebenso gibt es im Orchester keinen

einzelnen Menschen mehr, nur verschiedene tönende Zweckmittel, mit deren Hilfe das Werk entsteht. "Porco" und "asino" gilt demnach nicht Herrn X. oder Y., sondern jener Zusammenstellung von beweglichen Muskeln und Nerven, die Flöte, Horn, Geige, oder was es sei, schön oder eben nicht so schön, wie es in des Maestro innerem Ohr tönt, zum Erklängen bringt und nebenbei zufällig Herr X. oder Y. heisst, was natürlich im Moment vom Maestro vollkommen vergessen wird. Keine andern Werte existieren mehr als allein die des Kunstwerks, das immer auf direkteste und treueste Weise zur Darstellung, zur tönenden Auferstehung, zur sinnlichen Erlösung aus dem abstrakt papierenen Notendasein gelangen soll.

Der deutschen Sprache, genauer: des deutschen Telegrammstils, bedient sich Toscanini nur, wenn er unwillig oder unzufrieden ist. Kurz und trocken fahren die Laute aus seinem Mund und die Stimmung ist ungemütlich. Auf Englisch macht er schon ganze Sätze, es reicht für Dinge wie: Takte zurückzählen, Tempoangaben, Allgemeines. Wenn er aber in seiner herrlichen Muttersprache anhebt, können wir Musiker alles - Himmel und Hölle - gewärtigen. "*Pace e gioia*" war nur auf Italienisch möglich gewesen. Ebenso möglich aber ist es auf Italienisch, dass ganze Kaskaden von unwiederholbaren Flüchen auf uns herunterprasseln, dass die gesamte Menagerie der Erde, von entsprechender Mimik und Gestik begleitet, uns entgegengeschleudert und der zerbrochene Taktstock, ja einmal sogar die zerrissene Partitur, mit infernalischer Gewalt durch die Luft gewirbelt werden.

Die Partitur ist eigentlich nur da, damit der Konzertmeister gelegentlich etwas nachsehen kann; denn in Toscaninis phänomenalem Gehirn liegen säuberlich ausgebreitet, Note für Note, Zeile für Zeile, Seite für Seite, die Partituren der grossen Werke des 19. Jahrhunderts stets zur Benützung bereit. Die Taktstockresten eignen sich für Reliquien, und das höllische

Feuerwerk brannte stets nach geraumer Zeit ab, ohne uns ernstlichen Schaden zugefügt zu haben. Auch strahlt gleich darauf das schöne Gesicht des Maestro wieder in Güte, und man spürt nur die erfrischenden Nachwehen eines notwendig gewesenen Gewitters.

Ich sagte, die Werke des 19. Jahrhunderts. Ja, Toscanini ist dem 19. Jahrhundert verhaftet. Es erwies sich, dass der Klang früherer Musik und Instrumente ihm fremd ist. Er, der Meister der unerhörtesten Pianissimi, liebt doch nicht den intimen Klang eines einzelnen Cembalo-Registers. Er wunderte sich über die anspruchsvolle Grösse eines Instrumentes mit so "kleinem" Ton. - "*É molto grosso e non suona!*" (armes Cembalo! Wie gern hätte ich die Namen sämtlicher Bestien auf mich genommen, um deine Ehre zu retten.) Einzig das volle Werk vermochte ihn zu befriedigen. Aber seien wir glücklich und dankbar, dass uns das 19. Jahrhundert in einem solchen Interpreten ersteht!

Toscanini ist alt den Jahren nach, aber nicht im Geist, nicht im Aussehen, nicht in den Bewegungen. Die rastlose Arbeit ist es, die ihn jung erhält. Trotz allem: Toscanini *ist* alt. Wird er wiederkommen? Sollten jene letzten, unheimlich intensiven Luzerner Tage, da man den Krieg schon in der Luft spürte, da am Schluss jedes Konzertes Scharen von Fremden in überstürzter Hast abreisten, da sogar die Musiker in den Probenpausen, die musikalische Zaubersphäre gewaltsam unterbrechend, zum Bahnhof eilten, um die neuesten Nachrichten zu erfahren - sollten sie für uns wohl die letzten Toscanini-Tage gewesen sein? Ihr sagt: Wir haben heute andere Sorgen. Gewiss. Es wäre aber möglich, dass wir eben jetzt Gelegenheit hätten, durch würdige Haltung und ruhige Treue zu verdienen, was wir bisher als Geschenk geistiger und kultureller Art erhielten und mit Selbstverständlichkeit entgegen nahmen. Pace e gioia - wir sind weit davon! Aber mögest du uns

ein Prophet gewesen sein, du seltsamer, grosser und wunderbarer alter Mann, an den wir jetzt denken, in Dankbarkeit und mit Sehnsucht.

(Neue Zürcher Zeitung, 27. August 1940)

Linus Birchler

Wenn man mich nach typischen Eigenschaften eines Schweizers fragt, komme ich in Verlegenheit; denn es gibt ihn nicht; es gibt Bündner, Berner, Basler, Zürcher, Tessiner, Welsche etc. etc., alle grundverschieden. Und doch gibt es den *Eidgenossen*, und Linus Birchler war ein Musterbeispiel: ein knorriger - nicht immer ganz feiner – Innerschweizer, aber im nächsten Augenblick konnte ein Esprit elegantester französischer Art aufblitzen, geistreich, witzig, weltmännisch. Das hinderte ihn nicht, gelegentlich mit italienischem Temperament zu explodieren. Er vereinigte in idealer Weise alle schweizerischen, nein, europäischen Eigenschaften.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich ihn kennen gelernt habe. Er muss ein Schülerkonzert des Konservatoriums besucht haben und kam dann später in alle meine Konzerte. Oft stahl ich mich in seine Vorlesungen am Polytechnikum - "schinden" nannte man das - und setzte mich in die hinterste Reihe. Aber sobald er mich entdeckte, unterbrach er unbekümmert seinen Vortrag und begann eine musikalische Unterhaltung mit mir. Ich genierte mich sehr, genoss es aber ungeheuer. Er war sehr musikalisch. Als ich einmal Bachs *Capriccio* auf dem Programm hatte, bekam ich bald nach dem Konzert eine Postkarte mit dem Thema der ersten Fuge samt einem glänzend gezeichneten Selbstportrait. Später kam noch ein anderes dazu.

Unter der gelegentlich etwas rauen Schale verbarg sich eine grosse Güte. Als ich das erste Mal nach Venedig fuhr, gab er mir ausführliche Ratschläge: ich solle ja den Wagen (mein Wägelchen) in Padua lassen und morgens mit dem Bus nach Venedig fahren, er suchte sogar Züge heraus und gab mir eine lange Liste aller Orte, die ich besuchen müsse. Es gab damals eine wunderbare Giorgione-Ausstellung, und da passierte mir etwas Herrliches: Von seinem einzigen Fresco war dort ein Stich, ein sehr schöner

Frauenakt. Mir fielen seltsame Linien und Zeichen auf dem Nabel auf, und als ich nahe davorstand, entdeckte ich wahrhaftig den Stempel der "Accademia di belle arti" darauf, direkt auf den Nabel gedruckt, genau in der gleichen Grösse! Ich brach in ein unbändiges Gelächter aus, ein Aufseher kam neugierig heran, und als ich ihm das Malheur zeigte, explodierte auch er und rief seine Kollegen herbei. Die Besucher gingen erstaunt und verständnislos an diesem Lachkonzert vorbei. Wie herzlich hätte Linus mitgelacht! "Du bist die einzige Person, die das entdeckt hat", sagte Pippo de Logu, der sardische Kunsthistoriker und unser gemeinsamer Freund, Ich weiss nicht, ob Linus je sein trauriges Ende erfahren hat.

Später, als ich in Berlin studierte, kam Linus einmal zur Begutachtung der Restaurationsarbeiten, besonders der grossartigen Wiederherstellung des Schlosses Charlottenburg durch die bedeutende Kunsthistorikerin Dr. Margarethe Kühn. Es gab damals eine Diskussion: strikte Kopie oder stilvolle Neuschöpfung. Linus mit seinem grossen Wissen und seinem sicheren Instinkt war überzeugt von Dr. Kühns Entscheidungen und hat sie immer sehr bewundert.

Noch einen andern gemeinsamen Freund hatten wir: seinen Lehrer Pater Thietland, ein Benediktinerpater. (siehe „Pater Thietland“, S. 155).

Als die Fassade der Kathedrale Einsiedeln renoviert wurde, hatten der Fürstabt und er verschiedene Meinungen. Pater Thietland als Kunsthistoriker verstand natürlich viel mehr als der Abt. Dieser aber war beleidigt und liess Pater Thietland - obwohl er schon einen guten Teil der Bauarbeiten geleitet hatte - versetzen, an einen nebligen feuchten Ort, wo Pater Thietland nach zwei Monaten starb! Ich weiss, dass Linus als Katholik in eine schreckliche Krise geriet und vielleicht nahe daran war, die Kirche zu verlassen; er ist aber zuletzt doch wieder in den Schoss dieser Kirche

zurückgekehrt. Schade.

Ich habe Linus in den letzten Jahren seines Lebens, wo ich schon lang nicht mehr in der Schweiz lebte, nicht mehr gesehen. Als er starb, erhielt ich aus Einsiedeln eine pompöse Einladung zur Beerdigung und benutzte den Antwortbrief als Anklage, um den Tod Pater Thietlands etwas zu rächen.

Heute ist mir Linus wieder sehr nahe, weil seine botticellihafte schöne, jüngste Tochter mich öfters besucht. Er wird unvergessen bleiben.

Pater Thietland

Pater Thietland war ein gelehrter Benediktiner Pater, der Lehrer von Linus Birchler und Mentor, Freund und Schutzengel von Pippo de Logu und wahrscheinlich ein Heiliger. Er war schon über 70, als Pippo mit ihm in meinem Zürcher Schipfe-Studio erschien. Er strömte eine Wärme und Güte aus, wie ich sie nur bei meinem wunderbaren Nachbarn Bob Marks, im Altersheim Park View Villas in Port Angeles, Washington, wiederfinde. Pater Thietland war tuberkulös, konnte aber im Dorf wo er Priester war, in der Nähe von Einsiedeln, ganz gut leben - aber nur dort. Die häufigen kurzen Besuche in Zürich schadeten ihm weiter nicht. Er kam oft in die Schipfe. Seine erste Frage war immer, ob alles intakt sei. Er hatte nicht nur ein wunderbares Hirn, sondern auch unglaublich praktische Hände und konnte beinahe alles reparieren, (wie mein Nachbar Bob). Mein geliebter Vater hatte auch ein wunderbares Hirn, aber die ungeschicktesten Hände, die man sich denken kann! Nachdem der Pater wieder gegangen war, fand ich jedes Mal an einem ungewöhnlichen Ort einen grossen Topf Honig - hintern Ofen, unter dem Cembalo, im Kleiderschrank. Er hatte Bienen, die seine Heiligkeit spürten und ihm freundlich über Hände und Gesicht krochen und von seinem Teller mit ihm assen. Wenn ich ihn besuchte, nahm er mich mit zum Bienenstock - ohne Handschuhe, ohne Schleier, ohne jeden Schutz, und die Bienen waren in seiner Begleitung gleich freundlich mit mir.

Als die Fassade der Kathedrale Einsiedeln renoviert wurde, übernahm Pater Thietland die Leitung der Arbeiten. An gefährlichen Stellen kletterte er voraus. Schon früher hatte er mir auf halsbrecherischen Wegen den Dachboden gezeigt. Die Arbeiter verehrten und bewunderten Pater Thietland. Der Abt hatte andere Ansichten, aber Pater Thietland als Kunsthistoriker verstand natürlich viel mehr. Dennoch liess ihn der Abt an

einen nebligen, feuchten Ort versetzen, wo Pater Thietland nach zwei Monaten starb. Ob man dies als perfekten Mord bezeichnen könnte?

Il Papa Buono - Johannes XXIII

Einmal kam ich sehr deprimiert in Rom an, ging über Bellinis Tiberbrücke zu Sant' Angelo und hinüber zur Piazza San Pietro, als sich das berühmte Fenster öffnete und das runde gütige Gesicht des Papstes herauslächelte. Eine Welle von unbeschreiblicher Güte und Wärme ergoss sich, ergriff mich, und alle Depression verschwand augenblicklich und total!!

Wann wird er endlich heilig gesprochen?

Hermano

Ein zehnjähriger Bub namens Hermann ging in eine Klosterschule. Eines Tages hob die Nonne die Hand mit dem Stöckchen, um ihm einen "Tatzen" zu geben (ein Schlag in die Handinnenfläche, eine damals beliebte Strafe). Der Knabe dachte ich möchte, ihre Hand könne nicht mehr herunterkommen - und siehe da, die Hand der Nonne blieb oben, bis der Knabe ihr erlaubte, wieder herunter zu kommen, ohne den Tatzen zu vollziehen!

Ein Lebensalter später lag ich mit einer Diskushernie und fürchterlichen Schmerzen im Spital, wo man gerade beschlossen hatte, mit einer Dehnungsprozedur unter Narkose den Druck auf den Nerv zu mildern. Nach einer besonders schlimmen Nacht befand ich mich am Morgen ganz ohne Schmerzen. Mein "Schutzengel" Cornelia kam lachend herein und sagte: "Ich habe den Mann, der Diskushernien heilen kann, gefunden!" Es war niemand anders als der kleine, die Nonne hypnotisierende Knabe Hermann, der als berühmter "Healer" Hermano aus Südamerika zurückgekehrt war. "Wir haben lange telefoniert und er sagte, er wolle versuchen, dir erst mal die Schmerzen zu nehmen" (durchs Telefon!!!). Etwas Verrückteres hatte ich nie gehört. Aber die Schmerzen waren tatsächlich weg. Eine Woche später packte mich Cornelia in ihr Auto und wir fuhren nach Heiden, wo der Heiler praktizierte. Inzwischen war ich skeptisch geworden, und dachte, so etwas gibt es nicht, die haben mir im Spital etwas gegeben. Ich stellte mir einen dämonisch-hysterischen Gaukler mit glühenden Augen vor. Aber wir wurden empfangen von einem jungen Mann mit freundlichen Augen, der mich erst in ein Gespräch über seinen Kanarienvogel verwickelte. Dann fragte er: "Wo ist es?" "Zwischen dem dritten und vierten Wirbel". sagte ich. Er legte - neben mir stehend - die Hand auf die Stelle, über den Mantel. Erst geschah nichts. Ich beobachtete sein Gesicht: Plötzlich sah es konzentriert und älter aus; (wir

Musiker sehen vermutlich so aus, wenn wir anfangen zu spielen), und im gleichen Moment schien ein Heer von Ameisen über meinen Rücken zu krabbeln. Oder es war wie wenn man aus der Kälte in ein warmes Zimmer kommt. Ein paar Minuten hielt er die Hand auf meinem Rücken; dann sagte er: "Für Ihren Fall rechne ich 10 Tage. Schlafmittel können Sie wegwerfen, die brauchen Sie hier nicht. Wenn etwas passiert, rufen Sie an." Als ich im Hotel im Bett lag, "passierte" es, dass ich niesen musste (teuflisch bei Diskushernie!). Ich rief an. Zehn Minuten später erschien Hermano: Hand auf - Schmerzen weg. Nach drei Tagen sagte er: "Ich weiss nicht, wie ich das heilen kann. Schliesslich kann ich keine Knochen bewegen!" "Ich kann es erklären", sagte ich, "nachts wache ich ein paar Mal auf unter dem Zwang, mich zu strecken. Ich tue also das, was man künstlich im Spital tun wollte. Sie haben die Macht über das vegetative Nervensystem; also arbeiten wir zusammen und machen Platz für den eingeklemmten Nerv." Am zehnten Tag entliess er mich. "Es kann Rückfälle geben", sagte er, "aber von jetzt an kann ich Ihnen helfen, wo Sie auch sind." So war es. Ein Jahr später hatte ich in Basel eine Radioaufnahme. Beim Abhören des ersten Tests - wie gewohnt auf dem Kopf stehend - rutschte ich aus, fiel um und sofort war der Nerv beleidigt. Ich rief an: "Hermano, in einer halben Stunde habe ich eine Radioaufnahme." "Schon gut", kam die tiefe Stimme von der andern Drahtseite, und weg waren die Schmerzen!!!

Viele Jahre hat er mir und Andern geholfen. Tat Jesus etwas anderes? Auch kranke Tiere stürzten sich voll Vertrauen in seine heilenden Arme. Leider ist er schon lange gestorben. Er hat mehr Menschen geholfen als jeder Arzt und es ist unverzeihlich von der Universität Zürich, dass sie ihm nicht den Ehrendoktor verliehen hat.

Captain Bilbo

Er war ein Riesenkerl mit einem Kindergesicht, von dem ganz unglaublich ein grosser Bart herunterhing. Als ich ihn kennen lernte, hatte er eine kleine Beiz am Kurfürstendam. Er malte und bildhauerte sehr begabt, aber es gelang ihm nicht, dem Kitsch zu entgehen. Witzig, gescheit und von echt jüdischer Herzensgüte. Allmählich tropfte seine Geschichte heraus. Sein Vater war der enorm reiche Besitzer des Berliner "Wintergartens", der Sohn war nicht an Geld interessiert, ging nach Amerika und durchlief die klassische Karriere als Tellerwäscher, Zeitungsaussträger, etc. Seine Statur fiel auf, und plötzlich war er als Bodyguard von Al Capone engagiert! Al Capone trat wie die Mafia in Italien als ehrenwerter Bürger auf, und Bilbo hatte keine Ahnung von dessen wahrer Natur.

Bis - ja, bis der erste Mordauftrag kam. Dank seiner Gutmütigkeit hatte er viele Freunde, die ihn weiterreichten bis Paris, wo er ein Freund Picassos wurde, sich aber versteckt halten konnte. Kurz darauf starb Al Cappone und Bilbo kam nach Berlin zurück. Er begann zu kränkeln und sagte, er würde bald sterben. Ich fragte ihn, was für einen Grabstein er sich wünsche. "Einen schönen Frauenpopo", sagte er. Ich bin aber nicht sicher, ob man das nicht auch von Matisse erzählt. Sei's, wie es sei; ich finde, er gehört in meine Galerie.

Chicco

Chicco war kein Hund, sondern eine merkwürdige und wunderbare Persönlichkeit in einem Hundekörper. Weiss der Himmel, wie und nach wie viel Leben seine Seele da hineingeraten ist. Ich sah ihn gelegentlich unterhalb meines Hauses mit Stella, seiner Geliebten, der er von Villa Faraldi nach Tovo nachgefolgt war. Er war schmutzig, ungepflegt, unschön. Ich hatte seine Augen noch nicht gesehen, diese grossen, dunkeln wunder-bar ausdrucksvollen Augen. Eines Tages sass er unterhalb meines Hauses und schaute herauf. "Chicco", rief ich (jeder kannte seinen Namen), "du kannst heraufkommen." Mit ein paar Sätzen war er bei mir, grüsste kurz und ging wieder. Von da an kam er oft für einen kurzen Besuch, ohne je zu betteln. Und eines Tages blieb er. Ich war adoptiert! Ich zeigte ihm die offene Haustüre. "Chicco" sagte ich, "diese Tür bleibt offen; aber Du gehst nicht ins Haus," und er ging nicht ins Haus (ich wusste ja nicht, ob er stubenrein war). Dann ging ich nach Amerika und dachte, es genüge, wenn meine gute Ernestina ihm täglich Futter bringen würde. Aber als ich nach anderthalb Monaten zurückkam, war kein Chicco da. Ich erfuhr, dass er bei einer Deutschen mit zwei kleinen Knaben lebe, die ihn mit Schokolade weggelockt hatten. Als ich zu dem Haus kam, lag er auf der Aussentreppe und drehte den Kopf weg. Ich setzte mich neben ihn und begann zu erklären. Ich wusste, wenn er mich anschauen würde, hätte ich gewonnen. Und endlich, als ich abfang zu weinen, sah er mich an, stand auf und kam mit mir nach Hause und ging nie mehr ins andere Haus zurück. Und natürlich schlief er von da an in meinem Haus, jede Nacht an einem andern Ort!

Er bellte nie, er war in kein Auto zu kriegen. Deshalb konnte ich ihn, als er eines Tages einen Abszess zwischen zwei Zehen hatte und jämmerlich weinte - nicht zum Tierarzt bringen und war verzweifelt. Aber als "deus ex

machina" erschien der Bruder einer Freundin, der Tierarzt ist. Als Chicco ihn sah, hinkte er ahnungsvoll weg. Ich rief ihn zurück, zeigte auf den Arzt und rief: "Chicco, dieser Mann hilft deinem Fuss" auf seine Pfote deutend. Chicco sah mich an, dann ging er plötzlich zum Arzt hin und streckte ihm seinen kranken Fuss hin. "Du liebes, herziges Chiccöli", rief dieser überrascht und gerührt. Ein Nachbar und ich hielten den Hund fest und der Arzt operierte den armen Hund ohne Anästhesie (denn er war ja in den Ferien und nicht vorbereitet für eine Operation) schnell und sicher und legte einen Verband an, den Chicco nie wegzureissen versuchte. Auch einen Verband über ein entzündetes Ohr hat er bis zur Heilung drangelassen.

Eines Morgens hörte ich vor dem Haus eine fremde Stimme, einen angenehmen Mezzosopran, ging hinunter und siehe da, es war Chicco, der zum ersten Mal redete. Sein bisheriges Schweigen war psychologisch erklärbar: Als heimatloser Hund, arm und verstossen, hatte er im Chor der Hunde keine Stimme gehabt. Nun hatte er eine Padrona, ein Haus, jetzt war er jemand, und fortan ertönte sein Morgen- und Abendgesang. Menschen bellte er nicht an: Mit Briefträgern, Gästen und Arbeitern unterhielt er freundschaftliche Beziehungen.

Wenn ich am Cembalo sass, kam er herein, studierte aufmerksam die Pedale, sah meinen Fingern zu und legte sich dann unter das Instrument, selig schlafend. Mein erster grosser Hundefreund Arno kam mir dann in den Sinn, ein wunderschöner grosser Schäferhund, der entfernten Verwandten gehörte (eine Art Onkel und Tante), bei denen ich während meiner Berliner Studienzeit eine Zeitlang wohnte. Der "Onkel" war ein berühmter Arzt.

Wenn ich übte und Bach spielte, hörte mir Arno ruhig und aufmerksam zu, aber er begann zu winseln, wenn er Chopin hörte! Eines Tages hatte

mich Arno wie gewohnt von der Hochschule abgeholt; wir gingen zum Mittagessen in ein Restaurant, wo er einem Knochen, ich einen Fisch bekam. Dann wanderten wir durch den Tiergarten heimwärts. Plötzlich wurde ich ganz schwach, erreichte grade noch die nächste Bank und fühlte mich sterbensübel. "Arno", sagte ich, "soll ich hier ganz blöde sterben?" Arno sah mich an, stand auf und begann wie wild an der Leine zu zerren; zerrte, bis ich aufstand und hinter ihm herwankte. Immer wieder musste ich mich an einen Baum anlehnen; aber der Hund liess nicht locker, bis wir tatsächlich zu Hause ankamen, wo man mich sofort ins Bett brachte. Ein zweiter Arzt wurde zugezogen, mit dem mein Fall diskutiert wurde. Endlich fiel mir aus meiner Betäubung heraus der Fisch ein, der komisch geschmeckt hatte. Klare Fischvergiftung! Der Hund wich nicht von meinem Bett und bellte sogar einmal seine Herrin an als sie mir Tee brachte, was ihn in einen Schock versetzte, als er es realisierte. Poveretto. Er hat mir das Leben gerettet.

Aber zurück zu Chicco: Wenn wir einen Spaziergänge machten, kam er nie mit mir nach Hause, sondern lief voraus und begrüßte mich dann begeistert bei meiner Ankunft. Einmal hatte ich mich verstiegen; es sind da ganz tüchtige Felsen, die einem den Weg gänzlich versperren können. Ich dachte, wenn nur Chicco da wäre! Und siehe da: Weit unten erschien Chicco und sah zu mir hinauf, und plötzlich entdeckte ich einen Weg. Er wartete, bis ich bei ihm angelangt war und rannte dann vergnügt nach Hause. Er hatte gespürt, dass ich ihn nötig hatte. Alle Tiere haben den sechsten Sinn. Und ich bin wahrscheinlich ein halbes Tier!

Nie werde ich das verzweifelte Geheul vergessen, als Chicco einmal abends um neun Uhr patschnass nach Hause kam. Er ging nie ins Wasser, weil er einmal in einen offenen Pozzo gefallen war und beinahe ertrunken

wäre. Er war mit Stella weggegangen; da er beim Liebesspiel auf nichts anderes achtet, war das Gleiche passiert, wieder war er in einen Pozzo, den die Italiener verantwortungslos ungedeckt lassen, gefallen. Seine Gespielin kam um fünf Uhr zurück. Der arme Hund war also vier Stunden im kalten Wasser gestanden, das ihm bis an den Hals reichte, fortwährend versuchend, an den glatten senkrechten Wänden emporzuklimmen. Das erzählte der Bauer, der ihn gesehen und gerettet hatte.

Allmählich kamen die Krankheiten: eine Tumoroperation, eine Ohrenentzündung und zuletzt die schrecklich schmerzhafteste Hüftarthrose, von der ihn der Tierarzt erlöste. Auch er hat Chicco sehr geliebt. Er nannte ihn einen "cane vivace ed appassionato".

Auf Chiccos Grabstein steht:

CHICCO

CREATURA nobile bella brava
sarà rinato sotto altra forma

CHICCO

Edle, schöne, gute Kreatur
die neugeboren wird unter anderer Form.

Briefe

Heinrich Federer an Silvia Kind

Liebe Silvia

Dein Brief (ich wage nochmals das Du, aber es dünkt mich nicht recht) hat mich zuerst gehörig überrascht, aber dann doppelt gefreut. Fing er ja gleich mit Schubert an! Wenn du glaubst, niemand liebe und fühle die Musik inniger als Du, so kann ich nur antworten, dass ich ganz das Gleiche oft schon von meiner Leidenschaft für die Musik gedacht habe. Als Knabe habe ich stundenlang mit den Fingern über die Fensterscheibe getrommelt und dabei die grossartigsten Symphonien gehört. Jetzt bin ich bescheiden geworden und danke dem Himmel schon herzlich genug, dass ich Musik hören, erfahren und liegen darf, ohne dass ich gerade selbst aktiv solche schaffe oder auch nur spiele. Das Höchste ist ja doch die Musik selbst, nicht ob man sie gibt oder ob man sie nimmt. Wenn sie nur die ist, im Ohr, im Herz.

So war es für mich denn ein prächtiges Halbstündchen, als Du an jenem Sonntag die Sonate mit den Variationen spieltest. Diese Sonate ist ja unvergleichlich. Ich vergesse dabei alles, was nach Staub und Gewöhnlichkeit riecht, und bin selig. Solche Stunde musst Du uns wiedergeben; und je stiller, lieber, demütiger Du sie geben kannst, als ob Du verschwinden könntest im Klavier und in der Sonate selbst, umso reiner wird deine Musik und Dein Glück sein. Glaub's mir nur! So habe ich vorgestern Elle Neey die Appassionata spielen hören.

Ich bin am Abend bei Deinen Lieben gewesen und habe gesagt, Du habest mir ein hübsches Brieflein geschrieben mit Schubertmusik am Anfang. Dies war alles und so viel war doch erlaubt? Sie hatten daheim Recht Freude darüber; sonst verriet ich keine Silbe.

Soeben kommt nun noch Deine Postkarte. Aber, aber, warum etwas zurücknehmen? Darf man denn nicht sagen, was man denkt? Mich hat gerade dieses offene Herausreden gefreut. Von selbst macht uns dann das Leben schweigsamer. Singe und plaudere man sich nur aus, solange man dazu Drang hat. Und gar nicht lache ich über Deine Ideen. Jeder junge Mensch hat allerlei zu verarbeiten. Beim Einen gärt der Most mehr, beim anderen weniger, wenn es zuletzt nur ein klares, gesundes Getränk gibt. Und daran zweifle ich bei Dir gar nicht.

Das Schöne und Höchste auf dieser Welt ist: möglichst einfach sein, also recht einfach und natürlich alles betrachten, einfach denken und sich recht einfach geben. Je besser man das macht, desto wahrer und glücklicher und nützlicher lebt man. Dass man dann aber trotz allem oft übers Ziel haut, macht nichts. Das ist doch menschlich.

O Gott, jetzt habe ich fast gepredigt, was ich beileibe nicht tun wollte. Da heisst es rasch schliessen. Ich wünsche Dir eine ganz famose Bündnervakanz, viel Freude und Heiterkeit und eine fröhliche Heimkehr. Gar sehr freue ich mich auf das nächste Klavierstück von Dir.

Mir den besten Grüßen bin ich Dein treuer alter ... wie soll ich sagen Freund ... Musikkamerad ... Zuhörer ... kurz Dein aufrichtig ergebener
Heinrich Federer.

Zürich 6, 16. Juni 1922

Silvia Kind an ihre Eltern und an Ueli Dubs

Meine Lieben

vielen Dank für Eure lieben Briefe. Ich erwarte jeden Augenblick den Anruf der Cellistin (Annelies Schmidt – arisch !! ha, ha!), die heut nach Berlin kommt. Sie schrieb eine Postkarte, dass F. nicht nach Zürich, sondern nach München geht. Also wird sie vermutlich auch nicht kommen. Sonst jage ich heute Abend noch eine Postkarte nach. Das Semester hört am 22. Juli auf. Ich habe aber hier noch Einiges zu erledigen und möchte wahnsinnig gern noch eine Meerfahrt nach der kur. Nehrung machen oder eventuell an die Nordsee und einige Zeit bei Noldes in Schleswig sein. Mitte August bin ich wahrscheinlich in Zürich; muss noch sehen, ob ich einige Tage in München bei jemand wohnen kann. Konzert gut abgelaufen, in der Bach-Fantasie Würstchen gemacht, aber Toccata gut wie noch nie. Fritz ist sehr nett und gemütlich. An Lisa viele Grösse.

Herzliche Grösse Silvia.

21. Juni 1935

Glenn Gould
110 St. Clair Avenue West
Toronto 7, Canada

May 17, 1962.

Miss Sylvia Kind,
Konigsallee, 5,
Berlin - Grunewald,
Germany.

Dear Sylvia:

I do hope that if this finds you back in Berlin you will sit down as soon as possible and put to rest various rumours that I keep hearing that you have been ill. Is it true? Only the other day, I saw Greta and she tells me that your stay in the south of France was by way of recuperation, but did not say from what! Can it be discussed? If so, please discuss! Seriously, I am worried about you and would like to have my mind set at rest by knowing that you are now quite alright.

Last week, I went to see Greta's new Wittmayer. It is absolutely superb, so superb in fact that I fear I am going to try to order one just like it. The problem for me, of course, is that when I play the harpsichord for any length of time, I find it extremely difficult to re-adjust to the piano again. Whether with constant exposure to the instrument this would become a greater or a lesser problem, I do not know, but I really feel that it is about time I stopped compromising with the baroque repertoire and played it as intended.

In this regard, a curious situation resulted just this week in New York. I was there to make some test recordings on various pianos, trying to find one which was half way suitable for recording the '48' and, although there is one instrument which I use for most of my recordings now and, in fact, which I travel with most of the time (by coincidence it happens to be a long-time resident of Toronto), I, nonetheless, went to

cont'd. . . .

- 2 -

the studio with the sound of Greta's Wittmayer in my ears and really felt dissatisfied with everything else. The up-shot of all this was that I suggested recording the '48' on the harpsichord instead of the piano, which suggestion provoked a most unfavourable reaction from everyone at Columbia. It was pointed out that the harpsichord records (Landowska excluded) never sell, and that we would be insane to consign a project of such magnitude to anything but the piano.

Needless to say, I do not really agree with all of this, but at least I have won one small point: they have agreed that, if I will behave myself and record the '48' on the piano, I can make a harpsichord recording of some other repertoire in the next couple of years if I still want to do so.

Greta tells me she expects to see you in Switzerland this summer. Have you given any more thought to coming to North America next season? Do stay well and let me hear from you.

Love,

A handwritten signature in cursive script, likely belonging to Glenn Gould, written in dark ink.

GG/js

Günter Grass
Niedstraße 13
D-12159 Berlin

Friedenau, am 25.10.94

Liebe Silvia,

welch schöne Gelegenheit, mich an Dich und Annas und meine frühen Jahre in Berlin zu erinnern. Ich war dazumal Bildhauerstudent, Anna Tanzelevin; meine ersten Gedichte fanden einen Verleger, und Du hast uns Tür und Tor geöffnet zum diplomatisierenden Schweizer Großbürgertum und uns mit Freikarten für Konzerte versorgt.

Unvergeßlich Deine Art, wie leichthändig Cembalo zu spielen und zwischen Stück und Stück das Publikum mit einigen lehrreichen Anekdoten zu unterhalten. So war es uns eine Freude, Dir zu begegnen, nur ein Erlebnis verlangte nicht nach Wiederholung.

Da es mir immer an Geld mangelte, hattest Du mich zu einer Mitreise in Deinem "Autöli" eingeladen. Es ging durch die DDR auf vorgeschriebener Strecke und in vorgeschriebenem Tempo in Richtung Hannover. Doch da Du mehr für die Landschaft und deren Sensationen - "Guck mal, die hübsche Kirche da!" - "Ach, da steht noch der Rest einer Windmühle!" - ein Auge hattest als für Deine und meine Verkehrssicherheit, ist mir diese Fahrt als unvergeßliche Angstpartie in Erinnerung geblieben. Nein, sie verlangte nicht nach Wiederholung.

Ich freue mich, daß Du bis ins hohe Alter unruhig geblieben bist, noch einmal den Wohnsitz gewechselst und offenbar gute Freunde gefunden hast.

Freundlich grüßt Dich

A large, stylized handwritten signature in black ink, which appears to read 'Günter Grass'.

Nachwort

Jetzt - gegen das Ende meines Daseins - erlebe ich nochmals mit voller Wucht Glück und Unglück kombiniert. Die letzten paar Jahre waren überstrahlt von der unbeschreiblichen Güte und Geduld meines wunderbaren Nachbarn und Freundes Bob, des edelsten Menschen, dem ich im Laufe meines langen Lebens begegnet bin. Geist und Herz gleich gross. Es gab nichts, über das man nicht hätte reden können mit ihm. Er gab mir meine Musik zurück: Denn weil er Cembalo liebte, musste ich wieder üben! Als jung hat er Flöte geblasen, war ein begabter Maler und noch begabterer Holzschnitzer. Er ist ein berühmter Arzt gewesen und hat als medizinischer Berater des Gouvernements die ganze Welt bereist. Er hat auch über meiner Gesundheit gewacht. Alles Unangenehme, wie Formulare ausfüllen, Rechnungen entziffern, hat er mir abgenommen. Er ging mit mir einkaufen und fand in den Supermärkten alles, was ich brauchte. Er half mir sehen und meine schwachen Augen trainieren. Mit seinen geschickten Arzthänden konnte er alles reparieren. Bis zuletzt ist er ein guter und vorsichtiger Fahrer gewesen. Ich habe sein Auto mit Champagner getauft! Auf langen Ausflügen zeigte er mir die Schönheit des amerikanischen Nordwestens. Sogar in Mongolei und Griechenland sind wir gewesen. Er wurde geliebt von allen Leuten und von Tieren und sogar von Pflanzen. Er korrigierte mein Englisch. Wir versorgten uns gegenseitig mit Schokolade, der wir Beide verfallen waren. In seinem Haus herrschte das gleiche Chaos wie in meinem und wir verlegten und suchten ewig etwas. Wie viel haben wir gelacht über unsere Zerstreutheit und Alterserscheinungen! Ich hoffte immer, dass ich vor ihm sterben würde. Aber ich habe zu lange gelebt. Nein, er starb zu früh und liess mich verwaist und trostlos zurück. Ich darf nicht undankbar sein:

ich habe die Besuche meiner treuen Ex-Studenten, habe die Hilfe meiner rührenden Schweizer Freundin Beatrix, habe die Liebe eines herrlichen Nachbarhundes, dessen Mutter ein echter Wolf ist - aber mein Leben ist dunkel und schwierig geworden. Ich glaube nicht, dass ich noch einmal lachen werde. Euch aber, meine lieben künftigen Leser, wünsche ich Gelächter und Vergnügen und rufe nochmals: “ S a l v e ! “

Silvia Kind

Port Angeles, Washington; September 1999

Lebenslauf Silvia Kind

Silvia Kind wurde am 15. August 1907 in Chur (Graubünden, Schweiz) geboren. Am Konservatorium Zürich studierte sie (neben der Mittelschule) Klavier, Flöte, Kontrapunkt, Komposition, Rhythmische Gymnastik, Chor- und Orchesterdirigieren. Lehrer waren unter anderen Joseph Ebner, Volkmar Andreae und Hermann Dubs. Das Lehrdiplom absolvierte sie für Klavier und Kontrapunkt.

Sie setzte ihre Studien an der Musikhochschule Berlin bei Paul Hindemith, Edwin Fischer und E. Harich-Schneider fort. Daneben dirigierte Silvia Kind den Chor der Freien Universität Berlin. Während der Nazizeit weilte sie wieder in Zürich; sie wurde Assistentin und Schülerin von Hermann Scherchen, Volkshochschuldozentin, dirigierte, konzertierte und war zugleich Mitarbeiterin verschiedener Zeitschriften und Zeitungen.

Nach dem zweiten Weltkrieg erfolgte der Ruf an die Hochschule für Musik Berlin: sie unterrichtete die Cembalo- und Kammermusikklasse. Daneben wirkte sie am Collegium musicum an der Technischen Universität. 1964 folgte eine erste Tournee durch USA und Kanada. 1969 erteilte sie der Ruf als ordentliche Professorin an die Universität von Washington in Seattle (Washington). 1971 wurde sie von der eidgenössischen Stiftung "Pro Arte" mit einem Preis ausgezeichnet.

Schallplattenproduktionen wurden aufgenommen bei Deutsche Gramophone, Jecklin, Vox, Nonesuch, University of Washington Press und mit Arthur Grossman bei der Musical Heritage Society, University of Washington Press and Crystal. Sie ist verzeichnet in Riemanns Musiklexikon und "Who is who of American Musicians".

Nach ihrer Pensionierung verlieh ihr die Universität den “Emeritus-Professor”, der sie zu einem lebenslänglichen Fakultätsmitglied machte.

1979 zeichnete und baute sie in Ligurien (Italien) ein später ziemlich bekannt gewordenes Haus, das dem grossen Philosophen und Wissenschaftler Michael Polanyi gewidmet war und seinen Namen trug („Casa Misi“, die ungarische Verkleinerung von Michael).

Bis 1994 lebte sie in Tovo di Faraldi, Italien, verbrachte aber jeden Sommer in ihrem Trailer “Pablo” an der pazifischen Küste, hielt Vorträge und gab Konzerte in Seattle und unterrichtete gelegentlich.

Nach ihrem Umzug in ihr geliebtes Amerika lebte sie in Port Angeles, Washington, und erfreute sich der Besuche alter Freunde und Studenten und gab noch zahlreiche Recitals. An ihrem 90. Geburtstag entfloh sie mit ihrem Freund und Nachbarn Bob nach Ulan Bator in Mongolien, um der „Peinlichkeit“ von Gratulationen zu entrinnen. Am 30. Mai 2002 verschied sie nach einem Schlaganfall. Noch am Vortage spielte sie auf ihrem Klavier und Cembalo. Silvia Kind wird in Fachkreisen in Erinnerung bleiben durch ihre Expertise in barocker Ornamentik, als außergewöhnliche Lehrerin für hunderte von Studenten und tausende von Konzertbesuchern.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	4
Vorwort des Herausgebers	5
Dreimal Angst	
Prad-Mal	7
Das böse Sofa	8
Der Stechlin	10
Der unheimliche sechste Sinn	
Wildschwein-Abenteurer	11
Dorothea von Sprechers jammervoller Tod	12
Der dritte Mondflug	13
Schreckliches Vorherwissen	14
Wie ich Schinkels Bauakademie rettete	15
Tierärztin	17
Geister	18
Yoga	19
Unfälle und liebe Polizisten	21
Fast-Unfälle	25
Was mir in Museen passierte	27
Musik und Wärmeflaschen	28
Musikalische Kühe	32
Musik und Magie	34
Ich gratuliere mir zum 75. Geburtstag	42
Pech	46
Glück	47
America, America	48
Streitbrief	75
Der Nachfolger von Grandma Moses	87

Luftschlösser	
Musikhochschule	88
Eine Prunkvilla für einen Filmstar	90
Gedichte	91
Porträts	
Johann Sebastian Bach	96
Paul Hindemith	114
Glenn Gould	124
Michael Polanyi	132
Peter Mieg	134
Heinrich Kaminski	140
Emil Nolde	142
Arturo Toscanini	148
Linus Birchler	152
Pater Thietland	155
Il papa buono—Johannes XXIII	157
Hermano	158
Captain Bilbo	160
Chicco	161
Briefe	
Heinrich Federer an Silvia Kind	165
Silvia Kind an ihre Eltern und an Ueli Dubs	167
Glenn Gould an Silvia Kind	169
Günter Grass an Silvia Kind	171
Nachwort	172
Lebenslauf Silvia Kind	174